

„Naturgesetze der Kultur“: Die Wiener Geographen und die Ursprünge der „Volks- und Kulturbodentheorie“

Norman Henniges¹

Forschungszentrum Gotha der Universität Erfurt,
Schloss Friedenstein 1, 99867 Gotha, Deutschland
norman.henniges@uni-erfurt.de

Abstract

In 1925, the German geographer Albrecht Penck published the map of the “deutscher Volks- und Kulturboden” (“German national and cultural soil”). In the aftermath of the First World War, Penck wanted to justify a revisionist and even further expansionist notion of German cultural superiority in East Central and Eastern Europe, which was intended to prove in particular the dominance of “Germanness” in the cultural landscape. However, the idea of a “cultural boundary”, the basic element of Penck’s concept, had already been developed before World War I in Vienna by his doctoral student Erwin Hanslik, who distanced himself from his early ideas in later years. This article aims to historicize the formation and radicalization of this geopolitical construct as a result of practices of observation, circulation and adaptation against the socio-political backdrop of the late Habsburg Monarchy and the First World War.



Schlagwörter: Albrecht Penck, Erster Weltkrieg, Erwin Hanslik, geographische Exkursionspraxis, Geschichte der Geographie, Kulturgrenze, Kulturzyklus, Österreich-Ungarn, Polen, Radikales Ordnungsdenken, völkische Ideologie, Volks- und Kulturbodentheorie, Wiener Schule der Physischen Geographie, Wissenszirkulation

Einleitung

Das mehr als dreißig Jahre zurückliegende Ereignis erschien dem fast Fünfundachtzigjährigen in der Erinnerung überaus denkwürdig. In seiner unveröffentlichten Autobiographie (1943) beschrieb der Geograph Albrecht Penck (1858-1945), wie er im Jahr 1909 auf die Idee des „deutschen Volks- und Kulturbodens“ während einer Zugfahrt kam. Von einem akademischen Jahr an der Columbia University (New York) war der renommierte Forscher zusammen mit seinem Sohn über Hawaii, Japan und China mit der Eisenbahn über Russland und Polen nach Deutschland zurückgekehrt, als er während der Fahrt auf eine eigentümliche Veränderung im Landschaftsbild aufmerksam wurde. Als es „über Warschau“ nach Hause ging, schrieb er: „*erkannte [ich] die deutsch-russische Grenze am Wechsel in der Kultur des Landes und am Zustand der Wege. Die Erkenntnis eines deutschen Kulturbodens kam mir.*“ (Penck, 1943, 18).

Glaukt man der geschilderten Anekdote, so hatte Penck die Idee für eines der wirkungsmächtigsten politisch-geographischen Konzepte der späten Weimarer Republik und des aufkommenden Nationalsozialismus bereits vor dem Ersten Weltkrieg gehabt. Allerdings hinterlässt die Anekdote über den plötzlichen Geistesblitz während eines flüchtigen Blicks aus dem Zugabteil beim Leser einige Zweifel. Autobiographien werden nicht zu Unrecht als eine Quellengattung betrachtet, die ein(e) Historiker(in) nur mit äußerster Vorsicht heranzieht, denn für die geschilderte Entdeckungsgeschichte gibt es keinen einzigen zeitgenössischen Beleg. Pencks Erinnerungen waren von Erfahrungsschichten mehrerer Jahrzehnte überlagert, weshalb erhebliche Zweifel an dieser Version der Geschichte angebracht sind, nicht zuletzt deshalb, weil wesentliche Details der Vorgeschichte unerwähnt bleiben.

Unter anderem hatte Penck vergessen (oder verschwiegen), dass sein Doktorand Erwin Hanslik (1880-1940) bereits 1907 mit seiner Dissertation wesentliche konzeptionelle Grundlagen für die spätere „Volks- und Kulturbodentheorie“ entwickelt hatte, die von ihm später übernommen und radikalisiert wurden. Hanslik hatte sich zwar später von seinen älteren Arbeiten distanziert, dennoch war es vor allem sein Konzept der „Kulturgrenze“, auf das Penck im entscheidenden Maße zurückgreifen sollte. Während die Geschichte der „Volks- und Kulturbodenforschung“ für die Zeit der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus inzwischen gut aufgearbeitet ist (siehe: Fahlbusch, 1994; Herb, 1997; Haar, 2008, 374-382; Jureit, 2012, 242 ff.), bestehen hinsichtlich der Frage der Ursprünge für die Jahre des Wilhelminischen Kaiserreichs resp. der Habsburgermonarchie sowie des Ersten Weltkrieges immer noch größere

Forschungslücken (Hinweise finden sich u.a. bei: Fahlbusch, 1994, 174 ff.; Fahlbusch, 2014, 253-283; Brogiato, 2004, 20-29; Schultz, 2011b, 119 f.). Es stellen sich die folgenden Fragen:

- Welche weiteren Akteure waren direkt und indirekt an der Generierung dieses Raumkonstrukts im Vorfeld beteiligt?
- Welchen Einfluss hatte das akademische und gesellschaftspolitische Umfeld am Wiener Geographischen Institut auf die Präformierung der späteren „Volks- und Kulturbodentheorie“?
- Wie waren Theoriebildung, gesellschaftspolitischer Diskurs und geographische Forschungspraxis bei der Generierung raumbezogener Machtansprüche miteinander verwoben und wie wurde dieses Wissen dabei radikalisiert?

Im Gegensatz zu den bisherigen Untersuchungen, die entweder Albrecht Pencks politisches Denken (Pinwinkler, 2011, 180-191; Schultz, 2011b, 99-153) oder seine organisatorischen Aktivitäten im Zusammenhang mit der von ihm mitbegründeten „Stiftung für Volks- und Kulturbodenforschung“ in den Mittelpunkt stellten (Fahlbusch, 1994, 63 ff.; Haar, 2008, 374-382), geht es in diesem Beitrag vor allem um die Ursprünge der „Volks- und Kulturbodentheorie“ und die Interdependenzen zwischen Penck und seinem engeren akademischen Umfeld, der sogenannten „Wiener Schule der Physischen Geographie“ (Henniges, 2014, 141-170).

Der folgende Beitrag zielt auf eine Historisierung der Vorgeschichte des „Volks- und Kulturboden“-Konstrukts. Hierzu wird versucht, über die Verknüpfung von individueller und kollektiver Ebene herauszufinden, wie einzelne Forscher, basierend auf ihren sozialen Wahrnehmungsdispositionen und als Teil eines „Denkkollektivs“² durch die Generierung, Zirkulation und Aneignung von Wissen, wissenschaftliche und politische Machtansprüche konstruierten (siehe: Etzemüller, 2007, 27-68). Erwin Hanslik, Albrecht Penck und weitere Forscher werden als potentielle Schlüsselfiguren in der Entwicklung der „Volks- und Kulturbodenforschung“ vor dem Hintergrund ihrer Einbettung in die kollektiven Wissensordnungen und gesellschaftspolitischen Rahmenbedingungen zwischen der späten Habsburgermonarchie, dem Ersten Weltkrieg und der Weimarer Republik kritisch hinterfragt.

² Die wissenschaftstheoretische Grundlage dieses Aufsatzes bilden Ludwik Flecks Begriffe vom „Denkstil“ und vom „Denkkollektiv“. Auf Grundlage dieses Ansatzes wird untersucht, in welcher „gedanklicher Wechselwirkung“ (Fleck, 1980 [1935], 54) der Kreis der „Wiener Schule der Physischen Geographie“ sowohl untereinander als auch zu seinem gesellschaftspolitischen Umfeld stand. Es wird somit über den engeren Begriff der „wissenschaftlichen Schule“ hinausgegangen. Verfolgt wird dabei, wie sich der Denkstil des „Volks- und Kulturbodens“ als „gerichtetes Wahrnehmen, mit entsprechendem gedanklichen und sachlichen Verarbeiten des Wahrgenommenen“ (Fleck, 1980 [1935], 130) über die alltäglichen Praktiken des Beobachtens, Rezipierens und Adaptierens herausbilden konnte und seine Mitglieder dazu brachte, „die Welt auf eine bestimmte Art zu sehen“ (Etzemüller, 2007, 39).

Kulturbegriff und „völkisches“ Denken: die Ursprünge der Terminologie des „Volks- und Kulturbodens“ um 1900

Der Begriff „Kultur“ wurde um die Jahrhundertwende zu einem ebenso vielfältig wie inflationär gebrauchten Schlüsselwort, mit dem die in weiten Teilen der Gesellschaft empfundene Sinnenleere der „Moderne“ als Sinnfrage gegenüber einer scheinbar aus den Fugen geratenen Lebenswelt gestellt wurde (vom Bruch, 2005, 84-94). Vor dem Hintergrund eines sowohl euphorisch als auch bedrohlich wahrgenommenen Modernisierungs- und Globalisierungsschubes, in einer sich immer weiter beschleunigenden, verdichtenden und global vernetzten Welt, die alle Lebensbereiche zu umfassen schien, setzte eine breite gesellschaftliche Diskussion ein, die nicht nur die Suche nach verbindlichen Sinndeutungen umfasste, sondern auch eine fächerübergreifende akademische Debatte auslöste (vom Bruch, 2005, 84-94; Conrad, 2006).

Vor allem Historiker, Geographen, Soziologen und NationalökonomInnen verwendeten den Kulturbegriff „primär als Inbegriff geschichtlicher Lebenswelt“ (vom Bruch, 2005, 91). Der Historiker Karl Lamprecht konstruierte zu diesem Zweck ein Schema verschiedener „Kulturzeitalter“, das den historischen Wandel im Ansatz nicht mehr allein aus dem Handeln großer Individuen, sondern als Produkt allgemeinen menschlichen Handelns in der Geschichte untersuchen sollte (Schorn-Schütte, 1984, 113). In diesem Zusammenhang war der Kulturbegriff „nie bloß Gegenstand“, sondern „zugleich ein Medium der Beobachtung, das speziell dann eingesetzt wurde, wenn es um die Veränderung der Gegenwart und um die Durchsetzung bestimmter Ziele ging“ (Wardenga, 2005, 21, 29). So erläuterte der Geograph Friedrich Ratzel (1844-1904), im ersten Band seiner „Völkerkunde“, *„daß wir an die verschiedenen Kulturen, die wir bei den Völkern der Erde finden, einen bestimmten Maßstab anlegen, und diesen Maßstab nehmen wir offen von der Kulturhöhe her, die wir selbst erreicht haben. [...]“* (Ratzel, 1887, 15).

Diese enge Koppelung von eurozentriertem Fortschritts- und Machtdenken sowie hierarchischem und nicht zuletzt rassistischem Kulturverständnis legitimierte nicht nur die koloniale Praxis auf dem Höhepunkt des Hochimperialismus, sondern war in vielerlei Weise auch anschlussfähig an die sich formierende „völkische Bewegung“ (zur „völkischen Bewegung“, siehe hierzu und im weiteren Abschnitt: Puschner, 2001; Walkenhorst, 2007). Die Voraussetzungen hierfür entwickelten sich seit der Jahrhundertwende und waren eingebettet in einen komplexen gesellschaftspolitischen Diskurs, in denen die Meinungen der Trägergruppe, welche einem vorrangig bürgerlichen bzw. bildungsbürgerlichen Milieu entstammte, bisweilen auch divergierten. Hinter dem Begriff des „völkischen“ verbarg sich ein überaus heterogenes Ensemble verschiedenster radikaler Ideen und Überzeugungen, deren kleinster gemeinsamer Nenner der radikale Nationalismus bildete.

Vor allem in Österreich-Ungarn fand der radikale Nationalismus einen entsprechenden Nährboden. Mit Blick auf die Nationalitätenfrage herrschte im

späten Habsburgerreich ein virulentes Krisenbewusstsein, das vor allem Ausdruck der Verunsicherung und Ängste vor nationaler Verdrängung und Assimilation war (siehe: Rumpler, 1997, 508-516), und mit den Reden von der „*Bedrängung des Deutschtums*“ oder dem „*Kampf um die Sprachgrenze*“ als Teil des Diskurses um das „*Grenz- und Auslandsdeutschtum*“ an dieser Stelle bestenfalls schlagwortartig umrissen werden kann (siehe: Laak, 2005, 56 ff.; Schmid, 2009, 164 ff.). In diesem Zusammenhang war die wachsende Radikalisierung des Nationalismus in Europa zugleich auch Ausdruck einer kollektiven Suche nach Partikularität, Ursprünglichkeit und nationaler Abgrenzung, die wiederum als Gegenreaktion zu den sich beschleunigenden Modernisierungs-, Globalisierungs-, Mobilisierungs- und Verdichtungsprozessen standen (Conrad, 2006, 22 f.). Diese Bestrebungen mussten nicht zwangsläufig auf eine grundsätzlich antimoderne Grundhaltung hinauslaufen, offenbarten aber „ein von liberalen Zivilisationsentwürfen strikt abgegrenztes Verständnis einer konservativen Moderne“ (Jureit, 2012, 238).

Die „Sprachverordnungen“ des österreichischen Ministerpräsidenten Graf Badeni (1846-1909) vom 5. April 1897, welche die doppelsprachige Amtsführung (deutsch und tschechisch) in Böhmen und Mähren festlegen sollte, zogen einen regelrechten Proteststurm der Deutschnationalen nach sich (vgl. Rumpler, 1997, 510-514), der nicht nur eine fortschreitende Radikalisierung der Nationalitätenkonflikte in Österreich zur Folge hatte, sondern auch grenzüberschreitend in das Deutsche Reich hineinwirkte und die dortige deutschnationale Publizistik stark beeinflusste (Schmid, 2009, 15). Es ist daher bezeichnend, dass bereits in dieser Zeit verstärkt die Begriffe des „Volksbodens“ und „Kulturbodens“, unabhängig voneinander in der Terminologie des deutschnationalen Diskurses, auftauchten (siehe hierzu: Schmid, 2009, 66, 192 ff., 216).

Insbesondere die Vorsitzenden des „*Alldeutschen Verbandes*“ Ernst Hasse (1846-1908) und später Heinrich Claß (1868-1953) sowie der alldeutsche Publizist und spätere Vorsitzende des „*Deutschen Wehrvereins*“, Kurd von Strantz (1863-1949), verwendeten den Terminus des „Volksbodens“ synonym für das beanspruchte „*deutsche Sprachgebiet*“ jenseits der staatlichen Grenzen als „völkischen“ Kampfbegriff (von Strantz, 1899, 20; Hasse, 1905, 125; Claß, 1912, 134). Hasse hatte hierzu gefordert, „*den deutschen Volksboden mit den Grenzen des Deutschen Reichs in Uebereinstimmung zu bringen*“ (Hasse, 1905, 125).

Auf dieser Argumentation bauten die ebenso effektvollen wie auflagenstarken „Deutschtumskarten“ der Verlagsanstalt Justus Perthes auf. Der Gothaer Kartograph Paul Langhans (1867-1952) war einer der zentralen Akteure in der „völkischen“ Szene der Jahrhundertwende (siehe: Brogiato, 2004, 20-29), welcher mit dem „*Alldeutsche[n] Atlas*“ (1900) und als Herausgeber der Zeitschrift „*Deutsche Erde*“ (1902-1915) die Prototypen der späteren „Volksbodenkarten“ schuf. Die Zeitschrift war, wie Heinz Peter Brogiato schreibt, ein „interdisziplinäre[s] Sammelbecken alldeutschen Gedankenguts“ (Brogiato, 2004, 22), welches mit seinem illustren Beraterkreis bestehend u.a. aus den Historikern

Karl Lamprecht, Dietrich Schäfer (1845-1929), dem Prähistoriker Gustaf Kossina (1858-1931) sowie den Geographen Albrecht Penck³, Alfred Kirchhoff (1838-1907) und Friedrich Ratzel von kaum zu unterschätzender Bedeutung für die Formierung der „völkischen“ Ideologie war.

Ähnlich wie mit dem Begriff des „Volksbodens“ verhielt es sich zur gleichen Zeit mit dem Begriff des „Kulturbodens“. Allerdings war dieser Begriff weit vielschichtiger, da er einerseits als Bezeichnung für das agronomische Potential des Bodens für die landwirtschaftliche Nutzung, andererseits als Synonym für „Kulturlandschaft“ und schließlich darauf aufbauend auch im Zusammenhang mit den nationalen Konflikten innerhalb der Habsburgermonarchie als Schlagwort bzw. Kampfbegriff verwendet wurde. Von nationalliberalen und vor allem deutschnationalen Akteuren, wurde mit diesem Begriff der Topos eines vermeintlich dominierenden historischen Einflusses *der* Deutschen auf die Generierung einer spezifischen Kulturlandschaft beschworen. Dieser Topos war zugleich mit territorialen Machtansprüchen verknüpft, der sich mehrheitlich gegen die panslawistischen Bestrebungen richtete.

Beispielsweise wurde behauptet, dass der „*Culturboden*“ des ungarischen Staates, „*durch deutsche Kraft gedüngt*“ und „*von deutschem Geiste*“ bearbeitet worden“ sei (d’Elvert, 1884, 776). Vor dem Hintergrund der Diskussion um eine mögliche Zweiteilung Böhmens, wurde im österreichisch-schlesischen Landtag gegenüber den „*slavischen Abgeordneten*“ darauf gepocht, „*dass die deutsche Sprache eine Weltsprache, eine alte Cultursprache*“ sei, und die Deutschen „*ein altes Culturvolk*“ seien, welche sich „*von dem Boden, auf dem*“ sie „*hier stehen, und der ein alter deutscher Culturboden*“ sei, „*nicht verdrängen lassen*“ würden (Türk, 1899, 367). Betont wurde dabei, dass Böhmen „*den Deutschen nicht weniger*“ verdanke „*als das Urbarmachen der Wildnis, das Entstehen eines freien Bauern- und Bürgerstandes, den Bergbau und das Aufblühen des Gewerbes*“ (Knoll, 1900, 280) und die Deutschen dies allein der Kraft „*ihrer kulturellen Bedeutung*“ verdanken würden (Pastor, 1905, 491).

Diese Beispiele sollen vorerst genügen, um deutlich zu machen, dass sowohl die Begriffe „Volksboden“ als auch „Kulturboden“ bereits um 1900 als politisch aufgeladene Schlagwörter in Verbindung mit dem Motiv der Deutschen als „Kulturdünger“ zur Beschreibung von klaustrophobischen Bedrohungsszenarien und übersteigerten machtpolitischen Interessen, in ihrer später von Penck beschriebenen Semantik im zeitgenössischen Diskurs bereits existierten. Allerdings wurden die verschiedenen Begriffe noch in keinem

³ Penck publizierte zwar nicht in Langhans' Zeitschrift, bezeichnete diese aber im Rahmen einer größeren Besprechung für den „*Verein für das Deutschtum im Ausland*“ als „*ganz ausgezeichnet geleitete Zeitschrift zur Deutschkunde*“, die dazu beitrage, „*an der deutschen Sprachengrenze deutsche Erde zu schützen*“ (Penck, 1907, 182).

gemeinsamen Konzept konkret aufeinander bezogen. Zwar verweist die Redundanz der Formulierungen und Argumente auf eine institutionalisierte Redeweise, die vor allem dem deutschnationalen Milieu entstammte. Gleichwohl ging das Penck'sche Konzept, wie im weiteren Verlauf dieses Aufsatzes gezeigt werden soll, aus einem sehr verschiedenartigen Gemengelage zeitgenössischer Interessen, Ideen, Theorien und Hintergrundannahmen hervor, aus denen sich eine spezifische Wahrnehmung von „Landschaft“ und Territorium entwickelte. Es ist daher naheliegend, die Formierung der „Volks- und Kulturbodenforschung“ mit Ludwik Fleck „als ein organisches Sich-Entwickeln einer Idee“ zu verfolgen, welche aus den Praktiken des kommunikativen Austauschs innerhalb eines „Denkkollektivs“ hervorging (Fleck, 2011 [1934], 181).

„Beobachtung als Grundlage der Geographie“: Die Exkursionen des Wiener Geographischen Instituts

Die Anfänge der „Volks- und Kulturbodenforschung“ führen zurück an die Wiener Universität der Jahrhundertwende. Das Wiener Geographische Institut gehörte zu den ersten deutschsprachigen Instituten, welches regelmäßig geographische Exkursionen und Geländepraktika anbot (Penck, 1906; Behrmann, 1944, 1-10; Henniges, 2014, 141-170). Albrecht Penck legte seit seiner Berufung zum Ordinarius für Physische Geographie (1885) ein besonderes Augenmerk auf die Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses im Gelände. Die von ihm vermittelten epistemischen Verfahren verlangten vom Studenten ein angeleitetes Beobachtungstraining, im Sinne einer geschulten Gestaltwahrnehmung, die nur „im Feld“ verbal und praktisch vom Lehrer vermittelt werden konnte und dort von den Schülern internalisiert und inkorporiert werden musste. Das zeitgenössische Selbstverständnis der damaligen Geographie entsprach einer kollektiven Beobachtungs- und Geländepraxis, bei der es – eine Formulierung Pierre Bourdieus adaptierend – zu einer engen Verknüpfung von Habitus und Habitat in Form von Beobachtung (resp. Kartierung) und Feld kam. Durch diese Art der Ausbildung schuf Penck über die Jahre eine Gemeinschaft von Schülern, welche einen starken kognitiven und sozialen Zusammenhang aufwies (zur Beobachtungspraxis der „Wiener Schule“: Henniges, 2014, 141-170).

Die geographische Ausbildung war eng verknüpft mit der Lösung von geomorphologischen Problemen, bei der kulturgeographische Aspekte eine vergleichsweise untergeordnete, aber keineswegs zu unterschätzende Rolle spielten. Penck betrachtete die „Kulturgeographie“ vom empirischen Ansatz, ebenso wie die Geomorphologie als eine „Dingwissenschaft“, bei der weniger der handelnde Mensch als seine hinterlassenen Spuren auf der Erdoberfläche in Gestalt von Siedlungen, Verkehrswegen und Ackerbauflächen von Interesse waren, von denen wiederum direkt auf die Ursachen ihrer Entstehung geschlossen wurde (Penck, 1927, 523; Penck, 1921). Damit war Penck keineswegs Vorreiter einer sich neu etablierenden Humangeographie, sondern folgte eher beiläufig den

zeitgenössischen Tendenzen in der Siedlungsgeographie (vgl. Wardenga, 2006, 39 f.).

Mehrwöchige Exkursionen in die verschiedenen Teile der k.u.k. Monarchie ermöglichten es den jungen Geographen, kulturell sehr unterschiedliche Regionen kennenzulernen, die durch die Praxis des Reisens sozial konstruiert wurden (Wardenga & Miggelbrink, 1998, 33 f.). Die Reisen führten die Wiener Geographen in nahezu alle Teile des Reiches, wobei der Osten der Monarchie, wie Penck zu seinem späteren Bedauern feststellte, nicht bereist wurde (Branky, 1905, 65-72; vgl. auch Penck, 1943, 7).

Obwohl sich nationalistische Grundeinstellungen bei Penck (der auch Mitglied im „*Deutschen Schulverein*“ und später aktives Mitglied im Hauptausschuss des „*Vereins für das Deutschtum im Ausland*“ war) und vielen seiner Wiener Schüler seit der Jahrhundertwende zunehmend verfestigten, bildeten Nationalismus und „Weltbürgertum“ in der Wissenschaft bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges keinen größeren Widerspruch (Penck, 1906; Penck, 1943, vgl. hierzu und zum folgenden Abschnitt auch: Henniges, 2014, 148-158).

Den Höhepunkt jedes akademischen Jahres bildete die große Sommerexkursion, welche immer auch eine Anzahl von ausländischen Kollegen anzog. Insbesondere die Karstexkursion nach Bosnien, Dalmatien und die Herzegowina im Jahr 1899 bildete durch die Teilnahme des amerikanischen Geographen William Morris Davis (1850-1934) in zweierlei Hinsicht ein Schlüsselereignis (Krebs & Lex, 1899, 81-122). Zum einen wurden die österreichischen Geographen erstmals umfassend mit Davis' geomorphologischer „Zyklentheorie“ vertraut gemacht (Davis, 1901, 221-231), das als idealtypisches Modell eine graduelle Entwicklung einer Landschaftsform in mehreren Stadien von der „*Jugend*“ über die „*Reife*“ zum „*Alter*“ beschrieb (Davis & Braun, 1911, 81). Zum anderen lernten die Exkursionsteilnehmer erstmals auf einer Exkursion eine Region kennen, die sie – vor dem Hintergrund ihrer eigenen sozialen Wahrnehmungsdispositionen – als ebenso kulturell fremdartig wie anregend empfanden (zur Bosnien-Exkursion, siehe: Henniges, 2014, 163 f.).

Im Gegensatz zum bisherigen induktiven Verfahren der deutschen Geographie setzte Davis auf einen reflektierten deduktiven Ansatz, mit dem er die stufenweise historische Entwicklung einer Landmasse, beginnend von der schnellen Hebung über die sukzessive Abtragung auf Höhe der lokalen Erosionsbasis bzw. des Meeresspiegels zur Fastebene (Peneplain), erklären konnte (Davis & Braun, 1911, 81). Zwar war das entwicklungsgeschichtliche Denken durch von Richthofen, Penck u.a. in der deutschsprachigen Physischen Geographie fest etabliert worden, allerdings brachte Davis eine zusätzliche Dynamisierung in das bisher eher räumlich-statische Weltbild der Geomorphologie hinein, dass trotz aller späteren Kritik und Ablehnung deutliche Spuren in der Länderkunde und Siedlungsgeographie hinterließ (siehe: Wardenga, 2004, 35-49). Während Penck und die meisten der Exkursionsteilnehmer (darunter Norbert Krebs und Alfred

Grund), die schematischen Entwicklungsstufen der Davis'schen Theorie für ihre eigenen geomorphologischen Studien (in nicht unkritischer Weise) bald darauf adaptieren sollten, zeigte sich ein weiterer Exkursionsteilnehmer von einer ganz anderen Seite inspiriert; er sah die potentiellen Anwendungsmöglichkeiten der vom Darwinismus beeinflussten (ursprünglich rein geomorphologischen!) Entwicklungstheorie im Bereich der Kulturgeographie.

Erwin Hanslik und das Konzept der Kulturgrenze(n)

Der 1880 in Biala/Galizien [heute Bielsko-Biała] als Sohn eines polnischen Fabrikarbeiters geborene Erwin Hanslik studierte seit 1898 bei Penck Geographie sowie Geschichte für das höhere Lehramt. Die Eindrücke, die er auf der Bosnien-Exkursion gesammelt hatte, begann er einige Jahre später in seiner Dissertation zu verarbeiten. Die auf der Exkursion gemachten kulturlandschaftlichen Differenzierungen nach „Kulturstufen“ sowie die Davis'schen Ausführungen hatten Hanslik dazu angeregt, eine siedlungsgeographische Regionaluntersuchung durchzuführen, die über die damals üblichen länderkundlichen Studien bald hinauswachsen sollte. Hanslik versuchte das ursprünglich historisch-geomorphologische Konzept der Zyklentheorie auf das Werden und Vergehen von Kulturlandschaften zu übertragen. Bereits 1901 hatte er in seiner Heimatregion, den polnischen Westbeskiden, einer Gebirgsregion in den nördlichen Karpaten, die sowohl Teil des zur westlichen Reichshälfte des Habsburgerreiches gehörenden Kronlandes Galizien als auch Österreichisch-Schlesiens war, mit mehrmonatigen Feldaufenthalten begonnen (zur Biographie, siehe: PH PA 1874, Lebenslauf Erwin Hanslik, Wien, 30. Juni 1910, Bl. 22-23, AUW; Hanslik, 1907, V; Kuhn, 1971, Nr. 6, 19-20; ders., Nr. 7, 20-21; ders., Nr. 8, 17-18; Zöllner, 1992, 114-115; Smola, 2008, 123-146).

Allerdings stand für Hansliks Konzept des „Kulturzyklus“ nicht allein Davis' geomorphologisches Schema Pate, das nur als Ausgangspunkt diente, wie er später gegenüber seinen Kritikern anmerkte (Hanslik, 1907, V f.; Hanslik, 1910, 120, Fußn.). Entwicklungsgeschichtliche Kulturstufenmodelle erlebten vor allem in Teilen der avantgardistischen Szene der Geschichtswissenschaften bzw. Kulturgeschichte um 1900 eine regelrechte Hochkonjunktur. Durch die Lehramtsregularien war das Studium der Geographie mit dem der Geschichtswissenschaften eng verknüpft, so dass die meisten Penck-Schüler in Wien auch eine historische Ausbildung besaßen. Erste wesentliche Impulse hatte Hanslik wahrscheinlich durch seinen akademischen Lehrer Oswald Redlich (1858-1944) erhalten (Schorn-Schütte, 2002, 269 f.).

Weitere Anregung erhielt Hanslik aus der Lektüre der Schriften des Geographen Friedrich Ratzel und des Historikers Karl Lamprecht (siehe: Hanslik 1907, 24; Hanslik, 1909, 259; Hanslik 1910, 188; später berief sich Hanslik auf Wilhelm Dilthey). Vor allem Ratzel hatte mit der Entwicklung des „Gesetz[es] der wachsenden Räume“, wesentlich zur Dynamisierung des Raumbegriffs beigetragen (Schultz, 2002b, 348 f.; Jureit, 2012, 127-141). Diesen Prozess beschrieb er in

sozialdarwinistischer Manier als einen „*Kampf um Raum*“, der „*die besten Länder den stärksten Völkern zuteilt*“ und somit eine quasi organische Veränderlichkeit der Grenzen bewirke (Ratzel, 1899, 127, 192, 244 f., 260). Der Begriff der „*Kulturgrenze*“ spielte hierfür eine nicht unwesentliche Rolle, da „*die Grenzen einzelner Kulturmerkmale*“, so Ratzel „*sich vollends nur für kurze Zeit bestimmen*“ lassen, da sie „*sich ausbreiten und meist in beständigem Wandern begriffen sind*“ (Ratzel, 1899, 271 ff.). Wenngleich sich Ratzels kulturbiologistischen Vorstellungen bereits in Hansliks Arbeit wiederfinden (Smola, 2008, 125), blieb der Einfluss der Politischen Geographie innerhalb der deutschsprachigen Hochschulgeographie der Jahrhundertwende aufgrund der Dominanz der Geomorphologie eher begrenzt. Allerdings sollte sich dieser Umstand während des Ersten Weltkrieges rasch ändern (Wardenga, 1995, 83-97).

Von ebenso großer Bedeutung war für Hanslik das Werk des Historikers Karl Lamprecht (der sich mit Ratzel im „Leipziger Kreis“ austauschte). Lamprecht hatte ein „*Schema der Entwicklung*“ (Lamprecht, 1905, 109) von „*Kulturzeitaltern*“ konstruiert, das er auch auf die Geographie angewendet wissen wollte (Lamprecht, 1905, 91 f.). Er verstand Geschichte im Gegensatz zur Mehrheit seiner Kollegen nicht als eine Geschichte der Politik „großer“ Männer, sondern als eine Geschichte der Verflechtung „*ideeller*“ und „*materieller Kultur*“ eines Volkes bzw. von Völkern oder auch als „*Gesamthabitus einer sozialen Gemeinschaft in der Zeit*“ (zitiert nach: Schorn-Schütte, 1984, 97, 111 f, 113). Ähnlich wie es Davis in Bezug auf die Entwicklung von Landschaftsformen beschrieb, erklärte auch Lamprecht, dass, wie „*die individuelle Seele ihre spezifische Entwicklung in Kindes-, Jünglings-, Mannes- und Greisenzeit*“ durchlaufe, „*auch für die soziale Seele ein Entwicklungskanon vorhanden sein*“ solle, „*der sich in der unverbrüchlichen Reihenfolge einer bestimmten Anzahl von Kulturzeitaltern*“ auswirke (Lamprecht, 1905, 98).⁴

Auf diesen Ideen konnte Hanslik aufbauen. Zugleich spielten für die Wahl des Untersuchungsgegenstandes sehr persönliche Motive eine Rolle. Hanslik interessierten vor allem die aus der Wahrnehmung seiner Kindheit erlebten kulturellen Unterschiede zwischen Deutschen und Slawen. Im Vorwort zur Dissertation hatte Hanslik bemerkt, dass er zu seinem Thema v.a. vor dem Hintergrund seiner eigenen Herkunft als deutschsprachig sozialisierter Pole gefunden hatte (siehe: Hanslik, 1907, V; Kuhn, 1971, Nr. 6, 19-20; ders., Nr. 7, 20-21; ders., Nr. 8, 17-18). Nach Beendigung seines Studiums war Hanslik deshalb in seine Heimatstadt Biala zurückgezogen, um dort im Zeitraum von 1898 bis 1906 für einige Jahre als Gymnasiallehrer zu arbeiten. In dieser Zeit begann er von Dorf zu Dorf ziehen, um die typischen Grundrisse jeder Ortschaft zu kartieren und Befragungen mit Fragebogen durchzuführen. Die Ergebnisse seiner Arbeit

⁴ Historische Zyklenmodelle finden sich auch bereits bei Johann Gottfried Herder, Friedrich Nietzsche und später bei Oswald Spengler.

publizierte Hanslik im Jahre 1907 in den renommierten „Ergänzungsheften“ von „*Petermanns Mitteilungen*“.

Hansliks Dissertation wies im Aufbau eine deutliche Asymmetrie auf. Während das erste Drittel seiner Arbeit pflichtschuldig gegenüber den damaligen Konventionen eher einer klassischen länderkundlichen Darstellung entsprach, in der in entsprechender Reihenfolge der Gebirgsbau, die Oberflächenbeschaffenheit und die klimatischen Verhältnisse behandelt wurden, erläuterte Hanslik in den restlichen zwei Dritteln ausschließlich die Entwicklung seines kulturgeographischen Ansatzes und dessen Nachweis. Dabei ging es ihm in „seinem hochfliegenden Sinn“, wie sein späterer Schüler der Volkstumsforscher Walter Kuhn (1903-1983) feststellte, „weniger um Lokalforschung“, als in „erster Linie“ darum, seine Heimatstadt Biala als „Ausgangspunkt für den Beweis weitreichender allgemeiner, manchmal etwas eigenwillig vorgetragener Ideen“ zu nehmen (Kuhn, 1981, 8). Damit lag er auch nicht weit von Penck entfernt, der seine Schüler wiederholt dazu aufforderte, den Blick von der Lokalforschung immer auch auf das Große und Ganze zu lenken (Henniges, 2014, 151). Aus Hansliks Sicht, schien sich die an der Grenze von Schlesien und Galizien gelegene Stadt als Fallstudie für die Untersuchung kulturmorphologischer Unterschiede anzubieten (Hanslik, 1909; Sieger, 1910, 656-658). Ganz im Sinne seines Lehrers stellte Hanslik im Vorwort seiner Dissertation heraus, vordergründig den Weg der „*induktiven[n] Methode*“ gefolgt zu haben. Es „*galt [...] in die Natur hinauszugehen und sich dort selber Klarheit zu erringen*“ und „*mit der kulturgeographischen Beobachtung*“ zu beginnen (Hanslik, 1909, IX f.).

Allerdings hatte Davis deduktiver Ansatz in Hansliks Denken deutliche Spuren hinterlassen. Neben seinen Feldbeobachtungen betrieb Hanslik v.a. auch ein breit gefächertes Literaturstudium der wichtigsten zeitgenössischen Werke. Hanslik partizipierte neben dem „intra-kollektiven Denkverkehr“ der „Wiener Schule“ und der Geographie v.a. auch am transdisziplinären „inter-kollektiven Denkverkehr“, durch den Wissensströme aus anderen Denkkollektiven in seine Arbeit einfließen und dieser neue Impulse gaben (Fleck, 1980 [1935], 140 ff.). Unter den gelesenen Büchern waren die Werke des Siedlungsforschers August Meitzen (1822-1910), der Historiker Karl Lamprecht (1856-1915), Raimund Kaindl (1866-1930) und Kurt Breysig (1866-1940), des Soziologen Werner Sombart (1863-1941), der Geographen Friedrich Ratzel, Alfred Hettner (1859-1941), Otto Schlüter (1872-1959) und nicht zuletzt die des Penck-Schülers Alfred Grund (1875-1914). Letzterer war neben Friedrich Ratzel der wichtigste Impulsgeber für Hansliks Konzept der "Kulturgrenze".

Grund hatte in seiner 1901 veröffentlichten Arbeit regionalgeographische Studien über die Veränderungen des Wienerwaldes und des Wiener Beckens betrieben, und dabei festgestellt, dass sich die von ihm untersuchten Hausformen im Wiener Becken nicht mit „*ethnographischen Grenzen*“ deckten, sondern unabhängig von der heutigen „Sprachgrenze“ verlaufen würden (Grund, 1901, 96). Mit diesem Ergebnis übte Grund deutliche Kritik an den Thesen des

Siedlungsforschers August Meitzen, der behauptete, dass eine eindeutige ethnische Zuordnung von Völkern über die Analyse ländlicher Hausformen möglich sei (Meitzen, 1895, Bd. 1, 33 ff.). Dagegen erklärte Grund in seiner Arbeit, dass es keine rein „nationalen Hausformen“ geben würde, sondern diese unabhängig von der aktuell dort lebenden Volksgruppe als „Colonisationsformen“ angesehen werden müssten, was eine eigene ethnographische Deutung notwendig mache (Grund, 1901, 96 f.).

Hierzu relativierte er die Meitzen'sche These insoweit, dass deutsche Siedlungsformen auch von anderen Völkern adaptiert sein konnten. Grund schlussfolgerte daher, dass die von ihm untersuchten Hausformengrenzen historischen „Colonisationsgrenzen“ entsprächen, welche zugleich die Spur des einstigen deutschen Einflussgebietes im Mittelalter markieren würden (Grund, 1901, 96 f.). Da Grund seine Thesen nicht weiter ausführte und auch anderweitig nicht pointiert zur Darstellung brachte, blieben seine Schlussfolgerungen nur ein wenig beachtetes Randergebnis seiner Arbeit.

Während Grunds Forschungsergebnisse auf den regionalen Bereich beschränkt blieben, war es das zentrale Anliegen Hansliks, eine „allgemeine Kulturgrenze“ für ganz Europa nachzuweisen, um zu zeigen, wie die „osteuropäischen“ von den „westeuropäischen Kulturformen“ getrennt seien (Hanslik, 1907, V f.). Wie auch Grund stellte Hanslik fest, dass sich unabhängig von der heutigen Sprachverteilung eine „Konstanz der Kulturformen im Raume und in der Zeit“ erhalten habe (Hanslik, 1907, 65; siehe: Abb. 01). Die dabei namhaft gemachten deutschen und slawischen „Kulturformen“ würden, so Hanslik, zugleich unterschiedliche „Kulturhöhen“ aufweisen, die wiederum unterschiedlichen, zyklisch verlaufenden „Kulturstadien“ zugeordnet werden könnten (Hanslik, 1910, 119 f.).

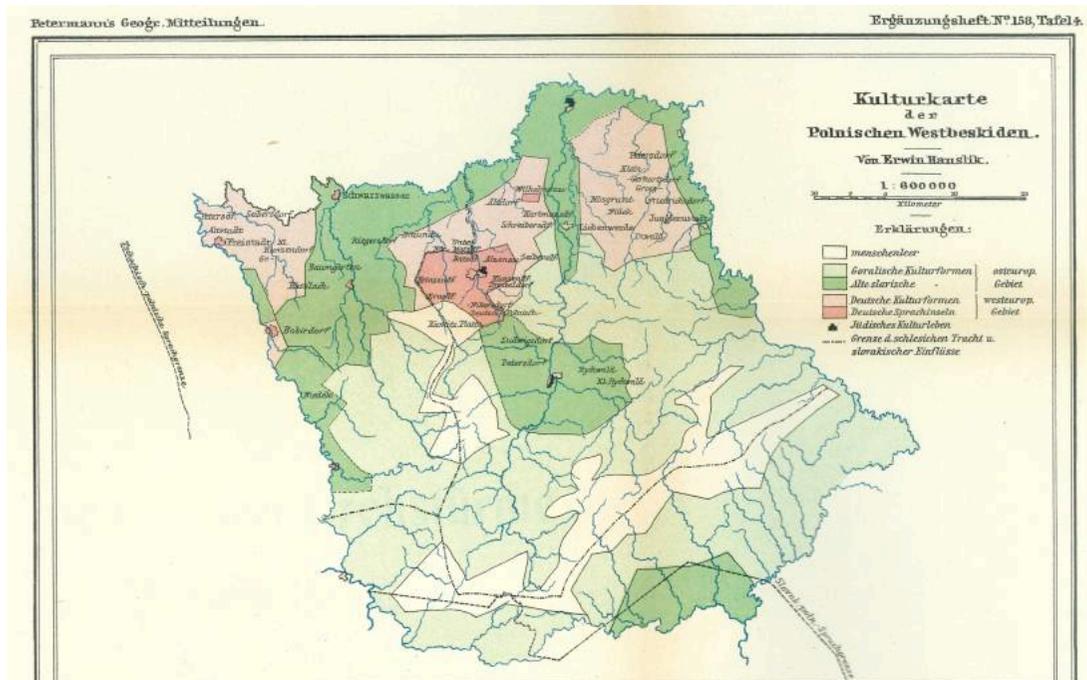


Abb. 01: Vergrößerter Ausschnitt aus Erwin Hansliks „Kulturkarte des Polnischen Westbeskiden“. Die Ausführung übernahm der Gothaer Verlag Justus Perthes, wo der Kartograph Paul Langhans um die Jahrhundertwende verstärkt ethnopolitische Kartenbilder produzierte. Die Karte unterschied zwischen Gebieten „Deutsche[r] Kulturformen“ und „Deutsche[n] Sprachinseln“ und nahm somit bereits die spätere Unterscheidung zwischen „Volksboden“ und „Kulturboden“ im Ansatz vorweg (Hanslik, 1907, Tafel 4).

Als Maßstab der „Kulturhöhe“ sah Hanslik vor allem das „wirtschaftliche Element“, welches sich im sichtbaren materiellen Zustand der Hausformen ausdrücke (Hanslik, 1910, 119 f.). Während die im Verlauf des 13. Jahrhunderts entstandenen deutschen Sprachinseln für ihn „westeuropäische Kulturinseln“ mit einem „höheren“ materiellen und ideellen Kulturniveau darstellten, betrachtete er die altpolnischen Landschaften lediglich als Gebiete „niederer osteuropäischer Kultur“ (Hanslik, 1910, 119 f.). Da die „räumlichen Kulturstufen“ in der Aufeinanderfolge zugleich auch „zeitliche[n] Kulturstadien“ entsprechen würden, ließe sich, nach Hansliks Ansicht auch verfolgen, wie „einzelne Völker [...] einen ganzen Kreislauf der Entwicklung durchgemacht“ hätten, „nämlich vom Dorfleben zu einem hochentwickelten Stadtleben mit einzelnen Großstädten und wieder zurück zum Dorfleben“ (Hanslik, 1910, 119).



Abb. 02: Erwin Hanslik's „Kulturgrenze zwischen Ost- und Westeuropa“ (im Kartenbild zu sehen als dick gestrichelte Nord-Süd-Linie) wurde von Albrecht Penck 1925 zur „mitteleuropäischen Grenze“ bzw. zur „Grenze des deutschen Kulturbodens“ umgedeutet. Neben den politischen und sprachlichen Grenzen sind auch die horizontalen (dünn gestrichelt) und vertikalen (dick gestrichelt) „Naturgrenzen“ zu sehen, die u.a. auf geomorphologischen, klimatischen und botanischen Kriterien beruhen sollten. Der schwarze Punkt auf der Linie in der Mitte stellt Hanslik's Heimatstadt Biala dar (Hanslik, 1909, Karte 1, 261).

Diese Überlegungen scheinen auch von antisemitischen Denkmustern geprägt zu sein, denn verantwortlich für den Niedergang der deutschen Städte machte Hanslik u.a. die Juden, die er als Ursache für den „Vernichtungsprozess“ des „kulturellen Lebens“ ansah (Hanslik, 1907, 72).

Zwei Jahre später verdeutlichte Hanslik in einem Aufsatz das Konzept nochmals ausführlich und entwarf hierzu auch eine entsprechende Übersichtskarte (siehe: Abb. 02). Neben den „Naturgrenzen“ verwies er auf der Karte vor allem auf

die Bedeutung der „Kulturgrenze“, die seiner Ansicht nach, nicht nur einer einzelnen Grenzlinie, sondern einem ganzen Bündel von Grenzen entsprach (man könnte auch im Sinne Otto Maulls von einem „Grenzgürtel“ sprechen), derer insgesamt drei vorhanden waren. Erstens die „*Sprachgrenze*“, welches auch die „*Grenze von Literatur und Kunst*“ einschloss, zweitens die „*Wirtschaftsgrenze*“, die „*eng verschlungen*“ war mit der „*sozialen und politischen Grenze*“, und drittens die „*Religionsgrenze*“ und die Grenze der „*Volksbildung*“. Alle diese Grenzen würden, so Hanslik, zusammen „*die Kulturgrenze zwischen Ost- und Westeuropa*“ bilden. Die Wichtigste von diesen Grenzen, resümierte Hanslik, würde aber die „*wirtschaftlich sozialpolitische Grenze*“ bilden, die „*offenbar nichts anderes als die Ostgrenze des mittelalterlichen deutschen Reiches*“ sei (Hanslik, 1910, 467 f.). Diese „Kulturgrenze“, schlussfolgerte er im Sinne Ratzels, sei jedoch nicht statisch, sondern in neuerer Zeit „*beweglich*“ geworden, wobei er die jüngere Grenze auf seiner Karte an der deutschen Staatsgrenze im Osten verortete, die durch die polnischen Sprachgebiete verliefen. Die „*Grenze zwischen überwiegenden Dorf- und Stadtlebens in Europa*“ würde sich, so Hanslik nunmehr „*gegen Osten hin*“ verschieben (Hanslik, 1910, 120, 473).

Hansliks Theorie im Urteil der Wiener Geographen

Die Veröffentlichung von Hansliks Arbeiten, die auch in aussagekräftigen Karten visualisiert wurden, löste durchwachsene Reaktionen von Seiten seiner Kollegen und ehemaligen Kommilitonen aus, die zwischen Kritik und Anerkennung schwankten. Hansliks akademischer Lehrer Albrecht Penck hatte in dem einseitigen Gutachten zur Dissertation zwar „*manche Flüchtigkeit*“ bemängelt, aber die Arbeit als „*durchaus originell*“ eingestuft, da diese in „*sachlicher und methodischer Hinsicht eine wichtige Bereicherung unserer Kenntnisse in Erweiterung unserer Anschauungen*“ darstelle (PH RA 1999, Erwin Hanslik, 1906, Akt; Penck, Albrecht: Gutachten über die Dissertation von Herrn Erwin Hanslik. [...], Wien, 2. März 1906, AUW). Ähnlich äußerte sich der Grazer Ordinarius und Penck-Schüler Robert Sieger (1864-1926). Dieser bezeichnete die Übertragung der Davis'schen Zyklentheorie auf die Kulturlandschaftsentwicklung als „*kühnen Schritt*“, monierte aber zugleich, dass der Leser „*die wirksamen geographischen und geschichtlichen Momente nicht ohne Mühe aus einer ungewohnten Einkleidung und überraschenden Nomenklatur herauschälen*“ müsse (Sieger, 1910, 656 ff.).

Am deutlichsten und auch am umfangreichsten fiel die Kritik von Alfred Grund aus, der sich offenbar persönlich dazu veranlasst sah, da Hanslik einige wesentliche Überlegungen von ihm übernommen hatte. In einer neunseitigen Miscelle erkannte er zwar die Anwendung der Zyklentheorie auf die Genese von Kulturformen ebenso wie die „Kulturgrenze“ an, kritisierte aber den von Hanslik konstruierten Verlauf des historisch-kulturellen Entwicklungsprozesses. Während Hanslik in seiner Arbeit davon ausgegangen war, dass die „*polnische Kulturentwicklung*“ in einigen Gebieten über die Zeit hinweg den „*Reifezustand*“ der westeuropäischen Kultur erhalten habe, kritisierte Grund, dass der beschriebene

Prozess gar keinen „*naturgemäß entstandenen Reifezustand*“ der polnischen Kultur darstellen würde, sondern lediglich einen „*deutschen Reifezustand*“ aufzeige, „*der der westslawischen Kultur künstlich aufgepfropft*“ worden sei (Grund, 1908, 544 f.). Mit dieser Feststellung erweckte Grund den Eindruck (wie es auch später Penck mit den Tschechen tun sollte), dass die Polen zu einer eigenständigen kulturellen Entwicklung nicht fähig seien. Im Gefühl der vermeintlich kulturellen Überlegenheit des „*Deutschtums*“, zog Grund hierfür einen drastischen Vergleich zur kolonialen Praxis:

„Ungeachtet der Städte blieb das polnische Volk im Jugendstadium, da es keinen Anteil an der städtischen Kultur hatte. Es ist derselbe Fall, wie man ihn kraß durch das Verhältnis des Negers zum Europäer beleuchten kann. Obwohl die Negergebiete europäische Niederlassungen erhalten, kann man wohl kaum von einem Reifezustand der Negerkultur sprechen.“ (Grund, 1908, 545).

Den wahrnehmbaren Kulturlandschaftswandel meinte Grund durch Beobachtung während der Zugfahrt am Zustand der Siedlungen feststellen zu können.

„Wer je, auch nur flüchtig mit der Eisenbahn reisend, aus dem deutschen Sprachgebiet kommend ins polnische übertritt, dem ist gewiß die Tatsache aufgefallen, daß im Aussehen der menschlichen Siedlungen jenseits der Sprachgrenze alsbald ein Wechsel eintritt. Was vor allem augenfällig wird, ist die Kleinheit und Dürftigkeit der Wohnstätte, die überdies noch in direkt umgekehrten Verhältnis zur Zahl der Bewohner, die sie beherbergt, steht. Dort eine behagliche von Wohlhabenheit zeugende Raumgröße, hier ein enges Massenquartier, das den Stempel der Armut aufgedrückt hat.“ (Grund, 1908, 539).

Viele Argumentationsstränge, die Grund vorbrachte, finden sich an späterer Stelle in ähnlicher Variation auch bei seinem akademischen Lehrer Albrecht Penck. So hob Penck in seinem Aufsatz von 1925 hervor, dass es eine „*eigene tschechische Kulturlandschaft*“ nicht geben könne und diese sich „*lediglich durch den geringeren Grad an Sauberkeit*“ vom deutschen Sprachgebiet unterscheide. Der „*deutsche Kulturboden*“ sei schon vom Zugabteil bei der Durchfahrt mit der Eisenbahn nach Polen sofort erkennbar (Penck, 1925a, 65 und 68).

Die Sprachgrenze ist nicht scharf. Sie war es nirgends in den an Polen abgetretenen Gebieten, in Westpreußen und Posen, sowie in Ostpreußen und Oberschlesien. Deutsch und polnisch, oder deutsch und kassubisch, oder deutsch und masurisch Redende durchdringen sich hier. Aber soweit die Durchdringung mit Deutschen reichte oder reicht, herrscht deutscher Kulturboden. Zwar konnte man unschwer in Posen die sauberen deutschen von den oft recht dürftigen polnischen Dörfern unterscheiden; aber die intensive deutsche Bodenkultur und die sie begleitenden guten Wege und

Straßen reichten bis zur russischen Grenze. Hier war die große Kulturgrenze, die die deutschen Soldaten nur zu deutlich fühlten, als sie nach Osten marschierten. Sie ist so eindringlich, daß man sie selbst von der Eisenbahn sehen kann. Es hören die schmucken Steinhäuser in den Ortschaften auf. Der Anbau wird weniger sorgfältig, der Wald sichtlich schlecht bewirtschaftet.“ (Penck, 1925a, 65).

Ohne weiter an dieser Stelle die Ursprünge jener Aussage weiter zu verfolgen, zeigt sich deutlich, dass die Hanslik'schen Thesen in der Diskussion und Adaption, unabhängig von ihrem Autor, eine nachdrücklich radikalere Note erhielten. Allerdings wurden Grund's Äußerungen erst einige Jahre später von Hanslik deutlich widersprochen wurde. Bereits 1907 (kurz nach dem Erscheinen von Hansliks Publikation) formulierte Penck erste Ansätze, die sich als Ausgangspunkt seiner späteren „Volks- und Kulturbodentheorie“ lesen kann: *„Faßt das Deutschtum Wurzeln, gesellt es zum deutschen Volkstum seine deutsche Erde, so ist es lebenskräftig für lange Zeiten.“* (Penck, 1907, 182). Die Beispiele zeigen, dass Penck die wesentlichen Impulse für sein späteres politisches Raumkonstrukt sowohl aus den Auseinandersetzungen seiner Schüler Hanslik und Grund als auch vermutlich aus dem Umfeld des „*Deutschen Schulvereins*“ resp. „*Vereins für das Deutschtum im Ausland*“ entnommen zu haben scheint (Schmid, 2009, 216). Vor dem Hintergrund der Nationalitätenkonflikte in Böhmen war dieses Denken tief verwurzelt im deutschnationalen bzw. alldutschen Diskurs. Zudem hatte die Rhetorik des „Kampfes“ um die „Sprachgrenze“ und die Nationalisierung der „Kulturlandschaft“ über die Publizistik im Medium von Text und Karte bereits im Vorfeld eine entsprechend öffentliche Breitenwirksamkeit erhalten (Schmid, 2009, 318-327), die in ihrer Kontinuität bis in die „Deutschtumsarbeit“ der 1920er Jahre und darüber hinaus weiter verfolgt werden kann. Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass Penck auf der Rückreise von Russland nach Deutschland im Jahre 1909 bei der Betrachtung des vorbeiziehenden Landschaftsbildes die wesentlichen Argumente seiner späteren Theorie bereits längst verinnerlicht hatte und somit auch die imaginierte „Kulturgrenze“ für ihn im wortwörtlichen Sinne während der Zugreise „er-fahrbar“ (vgl. Schmid, 2009, 169) geworden war. Von einem voll entwickelten Theorem konnte zu diesem Zeitpunkt zwar noch keine Rede sein, dennoch war Pencks Erfahrung längst Teil einer wirkmächtigen, kollektiven Wahrnehmung und eines gemeinsamen Empfindens im Sinne eines spezifischen Denkstils. So schrieb bereits Friedrich Ratzel im Jahre 1898: *„Die deutsch-russische Grenze ist nicht die Grenze zweier Staaten, sondern zweier Welten. Dieser Unterschied bringt sich schon im Verkehrsleben zur Geltung; er bewirkt aber, daß wir uns geistig im Osten vor einer kalten Wand fühlen.“* (Ratzel, 1898, 304).

Der Erste Weltkrieg und der Blick nach „Osten“

Es bedurfte des Ersten Weltkriegs, um ein größeres Interesse an Hansliks Konzept in den geographischen Kreisen zu wecken, denn mit der Verlagerung des Kriegsschauplatzes nach Ost- und Ostmitteleuropa rückte auch das ehemals zu Russland gehörende (Kongress-) Polen in den Fokus des machtpolitischen Interesses. Hierzu gehörte auch kriegsbedingt die zunehmende Beschäftigung mit Fragen der Wirtschaftsgeographie und Politischen Geographie, die in der bis dahin sehr geomorphologisch ausgerichteten deutschen Hochschulgeographie lange Zeit eher stiefmütterlich behandelt worden waren (Wardenga, 1995, 83 ff.). Dementsprechend fiel es auch Albrecht Penck als überzeugten Naturwissenschaftler zunächst schwer, sich in das Thema einzulesen. An seinen Leipziger Kollegen Joseph Partsch schrieb er, *„ich habe [...] ein Gebiet betreten, auf dem ich noch nicht daheim bin, und auf dem ich mich erst recht spät einarbeite“*. So hatte er zum Einstieg u.a. Jean Brunhes (1869-1930) *„La Géographie humaine“* (1910) und die Werke Friedrich Ratzels gelesen. Dessen [d.h. Ratzels, N.H.] *„dicke Bücher“*, erklärte Penck enttäuscht *„bieten mir nicht viel. Ich muss den Stoff anders anpacken als beide.“* (Penck, A. an J. Partsch, Mittenwald, 30.12.1917, NI Partsch, K. 58, Sig. 389, IfLA Leipzig). In der Lösung dieses Problems setzte Penck auf Altbewährtes, indem er sich auf seine in der Geomorphologie geschulte entwicklungsgeschichtliche Gestaltwahrnehmung stützte und die ihm vertrauten Arbeitsergebnisse seiner Schüler einbezog.

Zur gleichen Zeit war Penck im Rahmen der Kriegszieldiskussion organisatorisch aktiv geworden. Zusammen mit Hans von Beseler (1850-1921), dem Generalgouverneur von Polen, der zugleich auch Vorsitzender der *„Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin“* war, gründete er die *„Landeskundliche Kommission beim Generalgouvernement Warschau“*, die sich zwecks Sicherung zukünftiger Einflussgebiete in den Dienst des Militärs stellte (Wardenga, 1995, 89 ff.). Die zuerst unter dem Greifswalder Geographen Max Friederichsen (1874-1941), bald darauf aber unter Leitung von Pencks Mitarbeiter Erich Wunderlich (1889-1945) stehende Kommission setzte sich aus Geographen, Völkerkundlern, Geologen, Zoologen, Botanikern etc. zusammen und zielte darauf ab, das okkupierte Gebiet landeskundlich zu erfassen (Wardenga, 1995, 89 ff.).

Penck wollte sich vom „Osten“ zunächst selbst einen Eindruck machen (Abb. 03). Vom 20. bis 28. Mai 1916 bereiste er mit den Mitgliedern der *„Landeskundlichen Kommission“* die okkupierten Gebiete in Polen und legte dabei in kürzester Zeit mit der Eisenbahn (1100 km) und mit dem Auto (600 km) große Entfernungen zurück, um sich einen Überblick zu verschaffen (Penck, A. an J. Partsch, Berlin, 19.06.1916, NI Partsch, K. 58, Sig. 372, IfLA Leipzig). Die Eindrücke von der Reise wurden von den Exkursionsteilnehmern in einem *„Geographische[n] Bilderatlas von Polen“* (Wunderlich, 1918) veröffentlicht, der auch als Lichtbildervortrag erhältlich war.

Wie die einzeln kommentierten Fotos des Atlases zeigen, versuchten die Exkursionsteilnehmer nicht nur Land und Leute zu erfassen, sondern auch mit kolonialem Blick die „Kulturhöhe“ einzelner Regionen an den Gegensätzen von Ordnung/Unordnung festzustellen. Der Maßstab, den man anzuwenden versuchte, war der Grad der „Sauberkeit“ der durchreisten Gebiete (Penck, 1918a, 147-158; siehe auch: Schultz, 2011b, 122). In dem von Wunderlich herausgegebenen Bilderatlas wurde beispielsweise die Straße des kleinen Dorfes Skierniewka (Abb. 04) als „in einem Zustand schlimmer Vernachlässigung“ beschrieben (Wunderlich, 1918, 56 f.).



Abb. 03: Albrecht Penck in Beobachtungspose auf dem Marktplatz der Stadt Zambrów (Kongress-Polen), aufgenommen auf der Exkursion der Landeskundlichen Kommission im Mai 1916. Das Bild ist unscharf (Archiv für Geographie, IfL Leipzig).



Abb. 04: Das Dorf Skierniewka bei Skierniowice (Wunderlich, 1918, 57).

Mehrere weitere Fotos im Bilderatlas sollten dem Betrachter „eine Vorstellung von den oft in schlechtestem Zustand befindlichen Landwegen und Straßen Polens“ geben (Wunderlich, 1918, 40 f.). Über die Dörfer in Ostpolen erläuterte Wunderlich an einem weiteren Foto: „Je näher dem Bug, um so stärker tritt im allgemeinen dieser primitive Zug in den Siedlungen wie überhaupt in der ganzen Kultur hervor.“ (Wunderlich, 1918, 134 f.). Dagegen konstatierte Wunderlich über das kleine Städtchen Nieszawa, dass die dortige Hauptstraße „einen wohltuenden Gegensatz zu den bisher gebrachten Aufnahmen aus den polnischen Kleinstädten [bilde]: freundlich, sauber und einladend liegt die Straße im Schmuck von Bäumen vor uns.“ Dieses Ordnungsdenken war deutlich mit rassistischen bzw. antisemitischen Denkmustern durchsetzt, die den beschriebenen Zustand auf die Nähe der deutschen Grenze und den geringen Prozentsatz an Juden zurückführten. Ein „Umstand“, so Wunderlich, „der [...] das Straßenbild sofort sichtlich beeinflusst.“ (Wunderlich, 1918, 50 f.; vgl. zum folgenden Abschnitt auch: Henniges, 2014, 158-166).

Der Geograph Derek Gregory hat am Beispiel von europäischen Reisenden im Ägypten des 19. Jahrhundert zeigen können, wie sich in der Wahrnehmung der Europäer der westlich zentrierte Blick der Reisenden mit den konkreten Erfahrungen der lokalen Gegebenheiten „vor Ort“ verbanden. Beim Anblick der vertrauten europäischen bzw. kolonialen Gebäuden einerseits und den fremdartigen orientalischen Basaren andererseits, entstand in den Augen der Reisenden eine

„doppelte Geographie“, die eine fortwährende kulturelle Hierarchisierung des Eigenen und des Fremden nach sich zog (siehe: Gregory, 1999, 114-150).

Wie Michael Stoyke (anlehnend an Gregory) am Beispiel der Beziehungen zwischen Europäern und Chinesen zeigen konnte, führte eine solche kulturelle Hierarchisierung in den Augen der Reisenden die „Rückständigkeit“ und „Minderwertigkeit“ der anderen Kultur an ihrem materiellen Kulturzustand gegenständlich vor Augen (vgl. Stoyke, 2005, 171). Gregorys Konzept der „doppelten Geographie“ erklärt daher auch, wie die späteren „Orte“ der „Volks- und Kulturbodenforschung“ als sinnliche Erfahrungen, zuerst aus der Praxis der geographischen Verortung während der Exkursionen und schließlich im weiteren Verlauf am Kartentisch entstanden. Die Raumkonstrukte der Geographen waren somit weder ausschließliche symbolische Projektionen noch ontologisch gesehen per se substantiell „hier“ oder „dort“ vorhanden (vgl. auch: Driver, 2000, 267-268). Die Welt, welche die Mitglieder der Landeskommission auf ihren Exkursionen als „Kulturlandschaft“ wahrnahmen, erlebten und deuteten, war vielmehr ein temporär konditioniertes und konditionierendes Gefüge, bestehend aus Menschlichem und nicht Nichtmenschlichem, das im Zusammenspiel einer Vielzahl raumbezogener Praktiken (u.a. Wandern, Begegnen, Sammeln, Sortieren, Entwerfen, Vergleichen etc.) erst konstruiert bzw. rekonstruiert wurde (vgl. hierzu auch: Henniges, 2014, 141-170).

Die Kulturlandschaften der Geographen entstanden somit nicht einfach aus der bloßen Betrachtung, sondern aus der ständigen Bewegung unter Anwendung verschiedenster Aufzeichnungsverfahren (Notieren, Zeichnen, Kartieren, Fotografieren etc.), durch die die Welt der beobachteten Dinge in Kaskaden von Inskriptionen verwandelt und somit beherrschbar wurde (vgl. die Überlegungen von Latour, 2000, 41, 52, 63). Das, was mit dem Stift im Notizbuch oder auf der Karte und nicht zuletzt mit dem Fotoapparat an Eindrücken und Referenzpunkten an verschiedenen Orten zu verschiedenen Zeiten festgehalten wurde, konnte schließlich am heimischen Schreibtisch nebeneinander ausgebreitet und dem „einenden Blick ausgesetzt“ werden (in Anlehnung an Latour, 2000, 50). Dabei wurden die Aufzeichnungen geordnet, verglichen, nach Mustern durchsucht und mit den Ergebnissen anderer Forscher in Beziehung gesetzt (über Pencks Arbeitsweise, vgl. Henniges, 2014, 141-170).

Über diese Praktiken verbanden sich die bereits internalisierten „völkischen“ und kolonialen Diskurse und Denkstile mit den Reiseerfahrungen zu einer affirmativen Gestaltwahrnehmung, bei der das Exkursionserlebnis durch seine haptische Authentizität einen geradezu bestärkenden Effekt auf bereits präformierte Wahrnehmungsmuster hatte. Durch das Erlebte und Erfahrene schienen sich für die deutschen Geographen somit nur noch affirmativ jene „Fakten“ zu bestätigen, die man aufgrund der präformierten Annahmen bereits implizit verinnerlicht hatte. Das „Räumeln“ auf den Exkursionen schuf somit Sinn und Ordnung, formte Identitäten und Gegenidentitäten, die, so Hans-Dietrich Schultz, später „leicht zu Gegnerbildern geschärft werden“ konnten und gerade

durch „ihre Allgemeinverständlichkeit den Anschein höchster Objektivität“ erweckten (siehe: Schultz, 2002b, 376, siehe zu diesem und zum folgenden Abschnitt auch: Henniges, 2014, 158-165).

Was sich in dieser Geländepraxis ausdrückte, war ein „geographischer Essentialismus“ bei gleichzeitiger physiognomischer Blickverengung, der vermeintlich stabile und „gesicherte Identitäten“ (in Anlehnung an Lossau, 2002, 57) herstellte, denn die „Landschaft“ wirkte, um so „realistischer“, je mehr sie durch das „Lesen“ gewohnheitsmäßig, bzw. reflexhaft decodiert wurde und je transparenter ihr Symbolismus oder Code durch Beobachtungstraining im Feld eingeübt wurde (vgl. Hard, 2008, 305 f.). Dem „*geschulte[n] Auge*“ des Geographen sollte es nun vorbehalten sein, auf den Exkursionen, „*mit großer Schärfe Verschiedenheiten der Kulturhöhen und Verschiedenheiten der Kulturgrenzen*“ zu erkennen und mittels Beobachtung zu entscheiden, ob eine „*scharfe Grenze*“ zwischen der „*verlodderten Kulturlandschaft*“ und der „*Hochkulturlandschaft*“ zu ziehen sei (Penck, 1918a, 149; Penck, 1926, 51).

Aus diesem – vermeintlich historisch sanktionierten – Überlegenheitsgefühl, das sich von der kolonialen Praxis kaum unterschied, speisten sich auch die Planungen für die Zukunft. Die verdeckten Ziele, die sich hinter den Inventarisierungsarbeiten der „Landeskundlichen Kommission“ verbargen, lagen in den Kriegszielen begründet, welche ein von Deutschland dominiertes „Mitteleuropa“ mit abhängigen Satellitenstaaten vorsahen (vgl. Wardenga, 1995, 89; siehe: Schultz, 1989, 248-281). Der Generalgouverneur von Polen, General von Beseler, erklärte daher in einem vertraulichen Brief an Penck unmissverständlich, dass es kommen möge wie es wolle, es aber „*unter allen Umständen*“ notwendig sei, *das polnische Land*“ in den „*westlichen und zwar insbesondere deutschen Kulturkreis hinein[zu]ziehen*“ (von Beseler, H. an A. Penck, Warschau, 27.04.1916, NI Hans von Beseler, N 30/54, BA-MA Freiburg).

Die in dem „*Handbuch von Polen*“ (1917, 1918) veröffentlichten Ergebnisse bewertete Penck in einer größeren Rezension daher ganz im Sinne des aktuell verlaufenden politisch-geographischen Diskurses, Polen in Zukunft als „*ein[en] Teil von Mitteleuropa*“ anzusehen (Penck, 1918b, 125). Zugleich betonte er, unter Hervorhebung von Hansliks Arbeiten die „*scharfe Kulturgrenze*“ in Westpolen, welche den Abfall zwischen „hoher“ und „niederer“ Kultur darstelle. Penck schrieb weiter:

„Der Umstand, daß auf deutschem Boden die Kulturgrenze des alten polnischen Reiches zum guten Teil zum Schwinden gebracht worden ist, sodaß Hanslik nunmehr die Kulturgrenze zwischen germanischem und slavischem Europa an der Grenze des Deutschen Reiches zieht, erfüllt uns mit der Hoffnung, daß sie auch an der Grenze zu Kongresspolen allmählich verschwinden wird, wenn sich hier in völligem Bruche mit den alten Traditionen ein neues Polen entwickelt, [...]“ (Penck, 1918b, 131).

Welche potentiellen Ziele diese Überlegungen einschlossen, erläuterte Penck in seiner Antrittsrede als Rektor der Berliner Universität. Die „*bestehende Kriegslage*“, erklärte Penck, berechtige „*zu der Forderung, daß in dem zu schließenden Frieden, [...] wir vom eroberten Land behalten, was notwendig ist als Lebensraum für unser deutsches Volk, [...]*“. Neben den aktuell besetzten Gebieten zielte dieser Anspruch auch auf erweiterten Kolonialbesitz in den Tropen. Dieses sei, so Penck, „*kein uferloses Sehnen nach Macht, kein imperialistisches Streben*“, sondern „*einfach eine Notwendigkeit*“ (Penck, 1917, 31). Allerdings blieb in der Rede offen, wo der neue „Lebensraum“ in Europa für Penck anfang und wo er endete. Schloß er Polen in diese Auffassung ein, oder gingen seine Vorstellungen noch darüber hinaus? Deutlicher wurde er nur gegenüber einem vermutlich kleineren Kreis von Studenten. Penck erklärte, dass die Grenzen des Reiches nur im beschränkten Umfange hinausgeschoben werden dürften, da „*Nichtdeutsche*“ nur in geringer Zahl aufgenommen werden könnten. Hierzu forderte er die Eisengebiete von Briey in Nordost-Frankreich, die Kohlengebiete in Kongress-Polen sowie Gebiete im Osten und Nordosten zu annektieren (Lieber Kommilitone, Berlin, 01.08.1916, S. 4f., N1 Penck, K. 876, Sig. 8, IfLA Leipzig).

Seine Antizipationen von der politischen Neuordnung Europas nach dem Krieg deutete Penck bereits in seiner Karte von „*Zwischeneuropa*“ an, in der er aber vorrangig noch mit geodeterministischen Argumenten nach dem Diktum „*natürlicher Grenzen*“ operierte, aber seine genaueren politischen Vorstellungen bewusst offen gelassen hatte (Penck, 1915, 26 ff.; siehe: Schultz, 1989, 248-181; Schultz, 2011b, 99-153). Nur in einem Brief gegenüber seinem Kollegen Joseph Partsch beschrieb er vertraulich, was er mit diesem Raumkonstrukt eigentlich bezweckte:

„Ich versuche darin [in der Karte von Zwischeneuropa, N.H.] eine natürliche Westgrenze Russlands zu ziehen, vom Peipussee zum Dnjepr. Aber ich meine nicht, dass dies auch die Grenze des Deutschen Reiches sein müsse. Vielmehr meine ich, dass wir die deutschen Grenzen so wenig als möglich hinausschieben sollten (am ehesten gegen Kurland) aber ringsum Satellitenstaaten schaffen mit eigener innerer Verwaltung und starker deutscher Beeinflussung. Aber über all diese Dinge darf man ja nicht laut sprechen.“ (Penck, A. an Partsch, J., Berlin, 01.01.1916, N1 Partsch, K 58, Sig. 368, IfLA Leipzig).

Was Penck in seinen Schriften gegenüber seinen Lesern bestenfalls andeutete und in den Karten der Interpretation des Betrachters überließ, relativierte er im privaten Schriftverkehr. Die Ausdehnung von „Lebensraum“ und weitere Expansionsbestrebungen schienen zwar aus dieser Sicht begrenzt zu bleiben und auch nicht an die deutlich aggressiveren Expansionsziele der Alldeutschen heranzureichen, dennoch hinterließen Pencks offizielle Verlautbarungen und Karten einen weitgehend offenen Interpretationsrahmen, der bedeutend weitreichendere und radikalere Ziele als möglich erscheinen ließ.

Das Wiener „Institut für Kulturforschung“ (1915-1918) und das „werdende Österreich“

Erwin Hanslik teilte die Mitteleuropa-Konzepte seiner deutschen Kollegen keineswegs. Nach seiner Habilitation hatte er im Jahr 1911 die „venia legendi“ für „Anthropogeographie“ erhalten und als Privatdozent am Geographischen Institut der Wiener Universität gelehrt (PH PA 1874, Erwin Hanslik, Lebenslauf, AUW). Nach Beginn des Krieges (1915) hatte er zusammen mit dem Orientalisten Edmund Küttler (1884-1964) das privat finanzierte Wiener „*Institut für Kulturforschung*“ gegründet, an dem er seine Vision einer „*neuen Weltordnung*“ erarbeiten wollte und diese deshalb sehr eng mit politischen Zielen verband (Hanslik, 1917, 167 f.). Das Ziel des Instituts bestand nach Hanslik darin, „*das Verständnis der Weltverhältnisse des Ostens und Orients*“ zu erweitern, um „*das Gemeinsame, Völkerverbindende zu erforschen*“. Das Institut sollte dazu beitragen, den „*mannigfaltigen Völkern auf Österreichs Erde*“ zu helfen, „*die Abgründe zwischen Ost und West zu überbrücken [...]*.“ (Hanslik, 1917, 167 f.).

Am „*Institut für Kulturforschung*“ versuchte Hanslik durch die Verbindung von Wissenschaft und avantgardistischer Kunst neue Wege in der Forschung und Wissensvermittlung zu gehen. So experimentierte er u.a. mit politisch-geographischen Animationsfilmen (Kuhn, 1971, Nr. 7, 20) und arbeitete bei der Gestaltung von Ausstellungen, Büchern und Filmen eng mit Künstlern wie u.a. Egon Schiele (1890-1918), Oskar Kokoschka (1886-1980) und Josef Hoffmann (1870-1956) sowie den Filmemachern Berthold Bartosch (1893-1968) und Hans Cürlis (1889-1982) zusammen. Zudem waren der Maler Gustav Klimt (1862-1918) und der Architekt Otto Wagner (1841-1918) als Ehrenmitglieder, der Architekt Adolf Loos (1870-1933) als korrespondierendes Mitglied prominent in Hansliks Institut vertreten (Smola, 2008, 126; siehe: Flatscher & Hörmann in: Ebner, 2014, 236).

Mit dem Ziel des Aufbaus eines „[Groß-] *Österreichs*“ und der Schaffung eines neuen „*österreichischen Menschen*“, sah sich Hanslik selbst als Vermittler zwischen „westlicher“ und „östlicher“ Welt (Hanslik, 1917, 7). Damit entfernte er sich zugleich von der etablierten deutschsprachigen Geographie. Deutlicher als zuvor distanzierte er sich nun von den Ansichten seiner früheren Kollegen und Kommilitonen. Zwar erklärte er, dass den „*Völker[n] des Ostens [...]* keine *Nachahmung des Westens schaden*“ könne (Hanslik, 1917, 145). Zugleich lehnte er aber jegliche kulturelle Hegemonie durch „*Westeuropa*“ ab und betonte die eigenständige Entwicklung der „*Ostvölker*“ (Hanslik, 1917, 135). Man solle, so Hanslik, eben nicht den „*westlichen Geist auf den uralten Baum der morgenländischen Kultur aufzupfropfen*“ versuchen, sondern vielmehr das „*natürliche Wachstum*“ fördern (Hanslik, 1917, 120 f.). „*Slawen und Magyaren*“ sollten „*vor allem erkennen, daß sie aus sich selbst heraus Aufgaben zu lösen haben, bei denen ihnen kein Volk des Westens helfen [...]*“ könne (Hanslik, 1917, 145).

Mit dieser Position brachte Hanslik sich in einen Gegensatz zu Penck, Grund und anderen Geographen, die diese Entwicklungsfähigkeit weitgehend negierten. Aufgrund seiner eigenen hybriden Identität kritisierte Hanslik, dass „von den deutschen Forschern, die über »Mitteleuropa« gearbeitet haben, [...] die wenigsten slawisch“ verstehen würden und daher auch kaum Verständnis für die slawische Kultur aufbringen würden (Hanslik, 1917, 97). Hanslik erklärte, dass ebenso wenig, wie „der österreichische Staatsraum ein einheitlicher Kulturraum“ sei, „die Region der Zentralmächte einen einheitlichen Kulturboden“ darstelle. Hanslik argumentierte, dass das Gegenteil der Fall sei, „das Wesen des mittleren Staatenbundes ist die soziale Mannigfaltigkeit“ (Hanslik, 1917, 122 f.).

Als die Ziele der deutschen Kriegspolitik immer offensichtlicher wurden, nahm Hanslik eine zunehmend ablehnende Haltung gegenüber seinen deutschen Kollegen ein. So kritisierte er, dass diejenigen, die sich vorstellen würden „die Deutschen wären berufen, den Slawen ein Vorbild der Kultur zu sein [...] die Weltgeschichte nicht“ begreifen würden (Hanslik, 1917, 133). Folglich argumentierte er, dass es für ihn „kein »Mitteleuropa« als natürliche und als kulturelle Wirklichkeit“ geben würde, sondern nur eine klare Trennlinie zwischen West- und Osteuropa (Hanslik, 1917, 98 f.).

Während sich Hansliks Raumkonstrukt von den politischen Vorstellungen seiner Kollegen darin unterschied, dass er einem deutsch-dominierten „Mitteleuropa“ ein friedliches und völkerverbindendes „Österreich“ entgegensetzen wollte, dessen Völker zu eigener Entwicklung fähig waren, entsprachen seine imperialistischen und kulturbiologistischen Vorstellungen durchaus dem Zeitgeist (vgl. Schultz, 2002a, 107 f.). Bereits in seiner Dissertation ging Hanslik davon aus, dass sich „Natur in Geschichte“ umsetze und es „Naturgesetze der Kultur“ gebe (Hanslik, 1907, 115).

Das zukünftige „Österreich“ sollte deshalb, nach Hansliks Ansicht, nach dem „Gesetz der Erde“ geschaffen werden (Hanslik, 1917, 16). Auch in seine späteren Arbeiten wirkten sowohl ethnische als auch geodeterminierende Faktoren (u.a. Klima, Formen der Erdoberfläche) Hand in Hand (siehe: Hanslik, 1917). Wie Hanslik in seinem Buch von 1917 darlegte, schwebte ihm die megalomane Utopie eines erweiterten Habsburgerreiches vor, welches Kongress-Polen und große Teile des Balkans einschloss. Im Sinne des „Kulturzyklus“ entsprachen diese „Räume“, unterteilt von West nach Ost, Gebieten unterschiedlicher „Kulturstufen“, die einen „reifen“ Kern (Altösterreich, Böhmen), einen „werdenden“ (Ungarn, Bosnien) und einen „unverbundenen“ (Bulgarien, Rumänien, Serbien) Teil umschlossen. Für ihn galt „Österreich“ als der Garant und Vermittler einer völkerverbindenden, staatlichen Ordnung in Europa, der „westliche“ und „östliche Kultur“ zusammenführen könne (siehe: Abb. 05). Hanslik schrieb: „Nicht durch die Unterjochung wird die Einheit Europas hergestellt werden können, nicht durch Brutalität, sondern durch freie Vereinigung in Tüchtigkeit und Verstehen.“ (Hanslik, 1917, 34).



Abb. 05: „Das Österreichische Politische System im Raume“. Hanslik verstand das zukünftige „Österreich“ in der Verknüpfung von geodeterministischen und ethnischen Faktoren als eine organisch zusammenwachsende Einheit, bestehend aus einzelnen Teilen in unterschiedlichen Entwicklungsstadien (Hanslik, 1917, nach 168, Kartenbeilage).

Zwar muss Hansliks Raumkonstrukt von 1917 vor dem historischen Hintergrund der letzten Versuche der Neuordnung und Reform der Habsburgermonarchie, wie z.B. Aurel Popovicis (1863-1917) „Vereinigte Staaten von Groß-Österreich“ betrachtet werden, welche eine Entschärfung der Nationalitätenkonflikte mittels Neugliederung in einzelne Staaten auf ethnisch-sprachlicher Grundlage vorsah (siehe hierzu: Kann, 1964, 202 ff.). Doch im Gegensatz zu Popovicis durchdachten Reformplänen des bestehenden Habsburgerreiches zielten Hansliks schwärmerische und hinsichtlich der Kriegslage bereits realitätsferne Ideen auf eine territoriale Expansion des Habsburgerstaates, bei der die mythisch verklärten Raumphantasien ihres Autors eine Größenordnung annahmen, die sich in den Dimensionen kaum noch von den machtpolitischen Mitteleuropa-Plänen seiner deutschen Kollegen unterschieden. Die Vermengung von kulturhistorischen und geographischen Ideen sowie von anthroposophischen und ästhetischen Elementen wirkte schon auf die Zeitgenossen in der Spätphase des Krieges überaus

befremdlich. Entsprechend durchwachsen waren auch die Reaktionen. Der Philosoph Ferdinand Ebner (1882-1931) schrieb verwundert in sein Tagebuch, nachdem er in Hansliks Publikationen geblättert hatte, dass *„dieser [...] wohl auch zu jenen Menschen gehören [müsse], die zufallweise mitten in den Weltuntergang hineinkämen, am Ende gar nicht merkten, was denn los sei.“* (Ebner, 2014 [1918], 64). Der Publizist Robert Müller (1887-1924) meinte in einer Rezension:

„Von mystischen Raumschicksalen ausgehend gelangt Erwin Hanslik zur Vision seines Österreichs »Erde und Geist«. Ein exakter Phantast, in dieser naturalistisch spekulativen Mischung, Antithese, den Österreicher verkörpernd, schreibt er das Reich von einer brillanten Entdeckung her, die vielleicht eine Erfindung ist; [...]“ (Müller, 1995 [1917], 17).

Während der österreichische Staat zusehends verfiel, propagierte Hanslik weiter das Konzept eines größeren, sich nach Osten erweiternden Habsburgerreiches. Die deutschen Geographen ließen sich hingegen (insbesondere Penck und seine Schüler) nicht davon abhalten, Hansliks ältere Arbeiten weiter für ihre eigenen Zwecke zu instrumentalisieren. So schrieb der Wiener Geograph Hugo Hassinger (1877-1952), dass man *„die Ergebnisse von Hansliks früherer geographischer Sacharbeit, gegen den Tenor seines jetzigen Urteils insoferne verteidigen“* müsse *„als durch sie tatsächlich Kulturgrenzerscheinungen innerhalb eines sehr breiten Übergangsraumes nachgewiesen wurden, [...]“*. Diese *„Kulturgrenzen“* befänden sich *„am stärksten ostwärts in Bewegung“* und würden ein *„werdendes, ein heranreifendes Mitteleuropa“* darstellen (Hassinger, 1917, 465, 476 f.). Der Grazer Geograph Robert Sieger kritisierte, dass Hanslik *„zu weit“* gehe, *„wenn er Österreich in Natur und Kultur als wesentlich osteuropäisch“* ansehe und die Deutschen tadeln wolle, *„daß sie aus Ostmenschen Westmenschen machen“* wollen (Sieger, 1918, 79).

Diesen Urteilen schloss sich auch der Frankfurter Geograph Norbert Krebs (1876-1947) an, aus dessen Überlegungen ganz die geomorphologische Prägung sprach. Für die Geographie und die Geschichte sei es, so Krebs, *„eine lohnende Aufgabe [...], das Fortschreiten der Kulturwellen in Raum und Zeit zu verfolgen, ihren Gang aus dem bestehenden Kulturgefälle zu erklären und zu zeigen, wie bald die eine, bald die andere Welle weiter“* vordringe *„und das heutige Kulturbild dem Boden“* gleiche, *„dessen Schichten verschiedene Transgressionen gebildet haben“* (Krebs, 1921, 112). Dieser Umstand erschien Krebs, mit Blick auf die militärischen Verhältnisse auf dem Balkan, von besonderer Bedeutung, zumal sich *„die Dinge zu [...] Gunsten“* der Mittelmächte geändert zu haben schienen. *„Von Norden her“* dringe *„die stärkere Flut“* und es gelte, so Krebs, *„sie zu nützen“* (Krebs, 1918, 322).

Die Entstehung des Raumkonstrukts des „Deutschen Volks- und Kulturbodens“

Mit der Kriegsniederlage standen die deutschen Geographen vor einer völlig unerwarteten Ausgangssituation. Die imperialen Träume eines deutsch beherrschten Mitteleuropas, das auf Teile Osteuropas übergriff, hatten sich als politisch-geographische Chimäre erwiesen. Umso traumatischer wurden nun von den Beteiligten die Ereignisse wahrgenommen, die dem Kriegsende folgten (Mehmel, 1995, 498 ff.). Deutschland und Österreich-Ungarn mussten nach den Vorgaben des Versailler Vertrags (1919) – aus Sicht der Zeitgenossen – herbe Gebietsverluste verkraften, wobei auch viele deutschsprachige Gebiete nun außerhalb der neuen staatlichen Grenzen lagen und Teil neuer Nationalstaaten wurden. Für die Friedensverhandlungen wurden von Penck und seinen Mitarbeitern aufwendige Bevölkerungskarten von Posen, Westpreußen und Oberschlesien geschaffen, für die in hektischer Eile das gesamte Berliner Geographische Institut eingespannt wurde (Penck, 1919; siehe auch: Mehmel, 1995, 498 ff.; Herb, 1997, 23 ff.). Doch mit dem ausbleibenden Erfolg sah sich Penck selbst vor den Trümmern seines Lebenswerks. Die Niederlage hatte bei ihm, wie er später selbst eingestand, „*einen Stachel hinterlassen*“, den die Nachkriegsjahre „*tiefer ins Fleisch*“ gedrückt hätten (Penck, 1936, 4). Auf all seinen weiteren Reisen nach dem Krieg, erklärte Penck rückblickend, begleitete ihn nun immer der „*Gedanke an des Reichs einmalige Macht und Größe*“ (Penck, 1943, 47). Diese Selbstwahrnehmung war zugleich Bestandteil einer kollektiven Erfahrung, welche die Grundlage für die sich formierende „Deutschtumsforschung“ und deren weitere Radikalisierung bildete (Jureit, 2012, 235 f.), denn die dauerhafte Krisenwahrnehmung der Nachkriegszeit hatte erst die kritische Masse für die Entstehung der neuen „völkischen“ Theorie geschaffen.

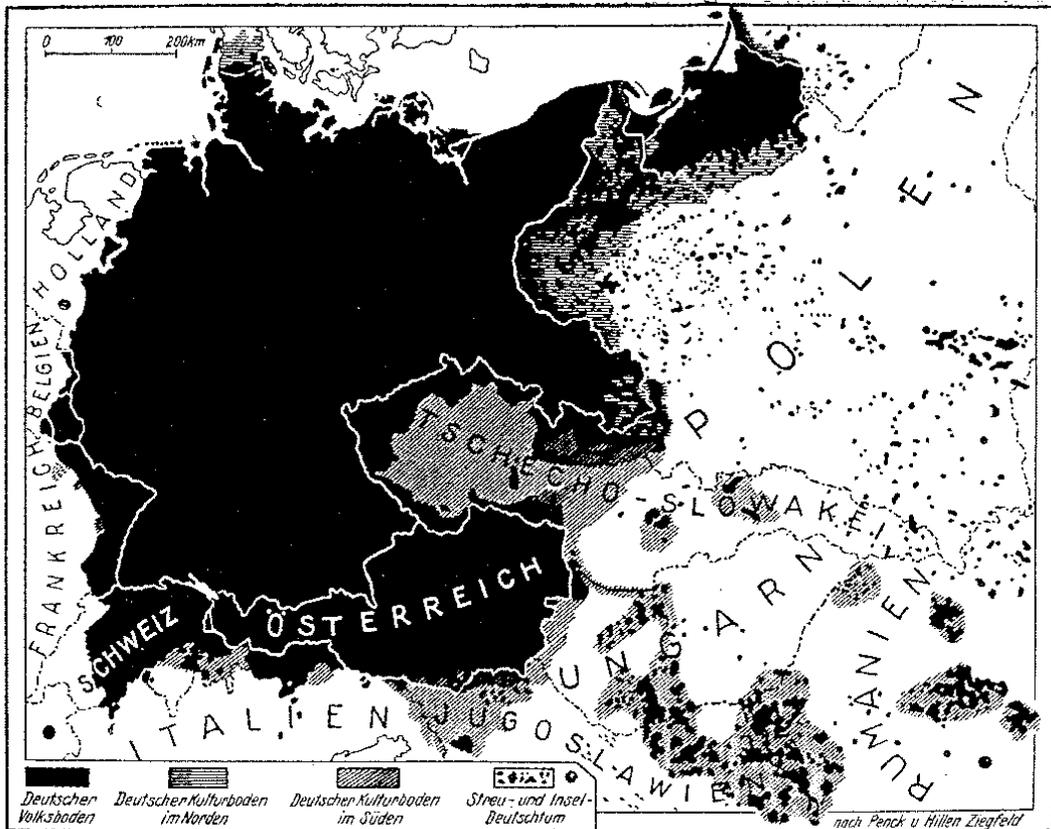


Abb. 06: Albrecht Pencks und Arnold Hillen Ziegfeldts „Karte des deutschen Volks- und Kulturbodens“ setzte auf eine stark suggestive Wirkung, bei der die Illusion eines dominanten und durchgehend homogenen „Kulturraums“ in schwarz/weiß Tönen erzeugt wurde, der auch einen Großteil der optisch stark vergrößerten „Deutschtumsinseln“ aufnahm. Erwin Hansliks „Kulturgrenze zwischen West- und Osteuropa“ wurde in der Karte zur Grenze des „deutschen Kulturbodens“ umdefiniert (Penck, 1925a, nach 73).

Die Wirkungslosigkeit der für die Friedensverhandlungen in Versailles erarbeiteten Bevölkerungskarten und die wachsende Konkurrenz von politischen Karten anderer Nationen taten ihr Übriges, um Penck davon zu überzeugen, neue Wege in der kartographischen Visualisierung zu gehen (Behrmann, 1987 [1938], 29). Für Penck schien die Zeit reif, eine große Synthese von verschiedenen Konzepten zu wagen, mit denen er im Verlauf seiner Tätigkeit in Berührung gekommen war. Entsprechend dieser Vorstellung sollte ein ebenso einfaches wie aussagekräftiges geographisches Konzept entwickelt werden, welches die komplexen Probleme der bisherigen Sprachenkarten hinter sich ließ. Penck griff deshalb insbesondere auf die Überlegungen seiner früheren Schüler Hanslik und Grund zurück. Zugleich verwendete er die beiden „völkischen“ Schlagwörter des „Volksbodens“ und des „Kulturbodens“ und kombinierte diese erstmals zu einem neuen Konzept (siehe: Herb, 1997, 55 ff.).

Penck wollte den geographischen Deutschland-Begriff damit auf neue Grundlagen stellen. Unter Deutschland verstand Penck nicht jenes politische Gebilde, welches aus der Konkursmasse des deutschen Kaiserreiches im Rahmen der neugezogenen Grenzen des Versailler Vertrages hervorgegangen war, sondern die Gebiete, wo Deutsche siedelten („*Volksboden*“) bzw. als eigentümliche Kulturlandschaft („*Kulturboden*“) geprägt hatten, unabhängig davon, ob dort noch Deutsche lebten oder nicht (Penck, 1925a, 62-73; siehe: Abb. 06). Der Vorteil der Kombination beider Begriffe lag für Penck darin begründet, dass er mit der scheinbar historisch legitimierten Idee des „deutschen Kulturbodens“ sowohl über das staatliche Territorium von 1914 als auch über das deutsche Sprachgebiet hinausgehen konnte. Dadurch war es möglich, die territorialen Machtansprüche jenseits des bisherigen Revisionismus auf Kosten anderer Länder, in der es keine deutsche Bevölkerungsmehrheit mehr gab, radikal auszudehnen.

In Zusammenarbeit mit dem ehemaligen Bauhaus-Graphiker und Kartographen Arnold Hillen Ziegfeld (1894-1964) vom „*Deutschen Schutzbund*“ entwarf Penck eine Karte, in welcher große Teile der Tschechoslowakei, Polens und Ungarns zum „deutschen Kulturboden“ erklärt und damit in die imaginierte deutsche Einflussosphäre aufgesogen wurden (Penck, 1925a). Aufgrund der ebenso offen gehaltenen Terminologie und visuellen Eindringlichkeit seiner raumgreifenden Karten konnte Ziegfeld eine deutsche Einflussosphäre suggerieren, die weit nach Ostmitteleuropa hineinreichte und prinzipiell offen war für weit radikalere Deutungen (vgl. Rössler, 1990, 53-61; Fahlbusch, 1994, 207 ff.; Herb, 1997, 55 ff., 109 ff.; Jureit, 2012, 242 ff.; siehe auch: Schultz, 2011b, 99-153).

Auf das Konzept der „Kulturgrenze“ und deren Autor wurde zwar in dem zur Karte gehörenden Begleittext von Penck ausdrücklich hingewiesen (Penck, 1925a, 66), allerdings wurde Hanslik weder in der von Ziegfeld verantworteten noch in den späteren Folgekarten als Quelle weiter genannt. Penck erklärte in Übereinstimmung mit Hassinger, Sieger und Krebs, dass der These von der „*Scheide zwischen ost- und westeuropäischer Kultur [...] beizupflichten*“ sei, er aber der von „*Hanslik beschriebenen Kulturgrenze lediglich den Rang einer mitteleuropäischen*“ zuerkennen möchte, da hierin ein „*Hinweis auf die Schärfe der bisher so wenig beachteten Ostgrenze des deutschen Kulturbodens*“ liege (Penck, 1925a, 66; vgl.: Abb. 02). Damit gab er Hansliks ursprünglichem Konzept, unabhängig von der Intention ihres Urhebers, eine radikalere Bedeutung, indem er all jene Gebiete, die westlich der „Kulturgrenze“ lagen, als Teil des potentiellen deutschen Machtgebietes zuordnete.



Abb.07: Die von Albrecht Penck entwickelte und vom Kartographen Hans Fischer gezeichnete Karte „Der deutsche Volks- und Kulturboden in Mittel- und Osteuropa“ (hier die Version für Teubners Geschichtsatlas von 1930) enthielt mehrere raumzeitliche Schichten, die durch unterschiedliche Signaturen und farbliche Abstufungen dargestellt wurden. Die intensive rote Farbgebung vermittelte das Bild eines vermeintlich durchgehenden Gebietes mit deutschen Kultureinfluss und markierte damit den hegemonialen Machtanspruch auf große Teile Mittel- und kleinere Teile Osteuropas. Neben den aus der Penck & Ziegfeld-Karte bekannten Gebieten des „deutschen Volks- und Kulturbodens“, die mit Estland und Litauen ergänzt wurden, kamen noch im Westen das Gebiet der „niederdeutschen Sprache“ sowie die „seit 1500 im Westen verlorengegangenen Gebiete“ in die Karte hinzu, wofür die Grenzen des Heiligen Römischen Reiches als Ausgangspunkt genommen wurden. Im Osten wurden, die „Gebiete, die 100 Jahre unter deutsche Verwaltung standen“ dargestellt, um damit den ehemaligen Einflussbereich Österreich-Ungarns abzudecken. Die verstreut liegenden deutschen Sprachinseln wurde bis zur Linie zwischen dem Finnischen Meerbusen und dem Asowschen Meer als „Gebiet der deutschen Verkehrssprache“, d.h. der Verbreitung der jiddischen Sprache markiert. Die Karte wurde in einer Reihe von Schulatlanten sowie als Schulwandkarte gedruckt (Böttcher, 1930, 24).

Letztendlich blieb es nicht bei dieser einen Karte, denn in die Terminologie Reinhart Kosellecks übertragen hatte der durch den Krieg erlebte

„Erfahrungsraum“ der okkupierten Gebiete auch den „Erwartungshorizont“ (Koselleck, 1989, 349-375) einer potentiell verfügbaren, hegemonialen Einflussphäre im „Osten“ geprägt. Kurz darauf folgten weitere Versionen der Karte, die Penck zusammen mit dem Kartographen Hans Fischer (1860-1941) von Wagner & Debes im Auftrag des „Vereins für das Deutschtum im Ausland“ entwickelte (Abb. 07). Diese als Hand- und Schulwandkarte erhältlichen Visualisierungen griffen in Erweiterung des bestehenden Konzepts noch weiter nach Westen und Osten hinaus, und versuchten eine scheinbar durchgehende kulturelle Einflussphäre zu suggerieren, die nun sogar von Nord-Frankreich bis nach Russland reichen sollte (Penck, 1925b; Herb, 1997, 109 ff.).

Über die Reaktion Hansliks zur Veröffentlichung von Pencks „Volks- und Kulturbodenkarten“ und wie er sich später gegenüber der radikalisierenden „Volkstumsforschung“ positionierte kann an dieser Stelle zunächst nichts weiter gesagt werden, da über die späteren Jahre kaum Quellen oder biographische Informationen vorliegen.⁵ Die private Finanzierung des Wiener „*Instituts für Kulturforschung*“ war bereits 1918 eingestellt worden (siehe hierzu und im Folgenden: Smola, 2008 126). Zwar existierte das Institut in der Folgezeit weiter (bis 1935), ohne aber eine noch vergleichbare Aktivität wie in den Kriegsjahren zu entfalten (Zöllner, 1992, 114). Ab 1921 wurden bei Hanslik psychische Probleme diagnostiziert. Der Psychiater Julius Wagner-Jauregg (1857-1940) behandelte die Krankheit ohne Erfolg (Kuhn, 1971, Nr. 7, 21). Hanslik selbst lehrte noch bis zum Sommersemester 1934 am Geographischen Institut der Wiener Universität (Petermanns Geographische Mitteilungen, 1934, 303). Während dieser Zeit folgten zwar noch weitere Veröffentlichungen über die Zusammenhänge von Weltgeschichte, Kulturgeographie und Ästhetik, jedoch erschien von Hanslik nach 1921 kaum noch eine vergleichbare Anzahl an Schriften.⁶

Die Theorie des „Kulturzyklus“ spielte nach dem Ersten Weltkrieg scheinbar keine Rolle mehr in der Geographie und die eigentliche Bedeutung, die Hanslik für Pencks Überlegungen hatte, geriet in Vergessenheit. Allerdings hatte seine Bestimmung als disziplinärer Außenseiter keineswegs zum vollständigen Ausschluss seiner Ideen oder zu seinem völligen Bruch mit den vorherrschenden Akteuren und Denkstilen geführt. Zwar wandte er sich in seinen politischen Antizipationen bewusst gegen den *mainstream* der deutschen Geographie, dennoch teilte er mit einer großen Zahl seiner deutschen Kollegen den in wesentlichen Teilen von Friedrich Ratzel entlehnten geodeterminierten Kulturbiosphären- und

⁵ Es ist jedoch möglich, dass sich Hansliks Ansichten nach dem Krieg wieder an „deutschnationale“ Positionen annäherten (siehe hierzu: Smola, 2008, 139).

⁶ Walter Kuhn berichtet, dass Hanslik bereits auf einer Mittelmeerreise im Jahr 1910 einen schweren Unfall hatte, mit physischen und psychischen Folgen. Inwieweit sich diese (nicht näher beschriebene) geistige Erkrankung auch auf seine wissenschaftliche Arbeit auswirkte bleibt offen (Kuhn, 1971, Nr. 7, 21). Allerdings hatte die Krankheit für ihn persönlich Folgen. Aufgrund seiner geistigen Erkrankung, fiel Hanslik dem „Euthanasie“- Programm der Nationalsozialisten zum Opfer. Im Rahmen der „Aktion T4“ wurde er im Sommer 1940 ermordet (Zöllner, 1992, 114 f.; Smola, 2008, 123 f.).

unterschied sich damit auch deutlich von der zeitgleich entstehenden Sozialgeographie des Berliner Geographen Alfred Rühl (1882-1935), die auf der Soziologie und der Nationalökonomie aufbaute (Schultz, 2011a, 155-195).

Vor dem Hintergrund der Formierung der „völkischen“ Ideologie als zunächst radikal-avantgardistischer Bewegung um 1900 und deren weiterer Radikalisierung und Verbreitung durch die Zäsur des Ersten Weltkrieges, konnte Penck „seine“ Ideen aus einem sowohl individuellen als auch kollektiv gewonnenen Erfahrungsraum beziehen. Dabei gelang es ihm die verschiedenen, „zirkulierenden Referenzen“ (in Anlehnung an Latour, 2000, 66) im Medium der Karte zu adaptieren, zu synthetisieren und schließlich zu radikalieren. Während Erwin Hanslik sich von seiner ursprünglichen Idee distanziert hatte, konnte Penck dessen Wissensansprüche teilweise nicht nur für sich reklamieren, sondern machtpolitisch in der Zwischenkriegszeit auch erfolgreich durchsetzen.

Durch seine hohe Position im sozialen Feld des damaligen Berliner Wissenschaftsbetriebs, als renommierter und sowohl wissenschaftlich als auch politisch bestens vernetzter Großordinarius und preußischer Geheimrat, konnte er aus seinem umfangreichen sozialen, kulturellen und symbolischen Kapital sowie einem „multivalenten“ Ensemble von kognitiven, personellen, institutionellen, finanziellen und rhetorischen Ressourcen schöpfen (in Anlehnung an Ash, 2002, 32 f.). Zudem arbeitete ihm das sich radikalierende, gesellschaftspolitische Stimmungsbild der Weimarer Republik sowie die sich formierenden Netzwerke der „Ostforschung“ entgegen (siehe im Überblick: Mommsen, 2000, 183-214). Damit besaß Penck nicht nur von vornherein relativ großen Einfluss, sondern wusste auch seine Handlungsspielräume im Zusammenarbeit mit verschiedenen politischen und wissenschaftlichen Akteuren und Institutionen geschickt zu nutzen, um die „Volks- und Kulturbodenforschung“ in Gestalt einer einflussreichen Stiftung zu institutionalisieren (siehe: Fahlbusch, 1994, 63 ff.).

Mit seinem Konzept strebte Penck eine kulturelle und politische Dominanz des „Deutschtums“ in Ostmittel- und Teilen Osteuropas an. Dieses enthielt tendenziell auch rassenbiologistische Elemente. So erklärte Penck in seinen unveröffentlichten Lebenserinnerungen: *Der „besser von der Natur ausgestattete sollte ein größeres Verantwortungsgefühl haben als der andere. Immer wird es Herren und Knechte geben“*, und *„jene in der Minderzahl [sollten] die Verantwortung für sich und die anderen“* tragen (Penck, 1943, 2). Der Historiker Alexander Pinwinkler sieht Pencks Denken als „biologisch“ determiniert an und leitet daraus, wie vor ihm schon Mechtild Rössler, eine Deckungsgleichheit zwischen der Theorie des „deutschen Volks- und Kulturbodens“ und der „Blut- und-Boden“ Ideologie ab (Rössler, 1990, 225; Pinwinkler, 2011, 189). Allerdings ist die Frage, inwieweit diese Vorstellungen eher auf einem kulturellen Hierarchiedenken oder dezidiert rassenbiologistischen Vorstellungen beruhten nicht eindeutig geklärt (siehe: Schultz, 2011b, 142 f.). Penck war als „Wilhelminer“ von einem elitär-autokratischen Gesellschaftsverständnis geprägt. Sein Denken wies meritokratische Züge auf. Wenngleich Penck wiederholt

rassistische bzw. andeutungsweise auch rassenbiologistische Wertungen verwendete, blieben diese Begriffe, wie Hans-Dietrich Schultz zeigen konnte, in seinen Texten überaus unscharf und mehrdeutig (siehe: Schultz, 2011b, 142 f.). Penck gab in seinen Publikationen hierzu kaum feste Definitionen und ließ somit wiederum eine Menge Spielraum für jegliche Art machtpolitischer Deutung. Nur im privaten Schriftverkehr von 1933 äußerte er sich explizit:

„[...] es kommt nicht so sehr auf die Rasse an, wie vielfach jetzt gelehrt wird, sondern auf den Geist, der im Körper wohnt, und tüchtige Menschen darf man nicht gering achten, weil sie von Juden abstammen oder Juden sind. Hier liegt ein grundsätzlicher Fehler in der neuen Bewegung, den ich mich daher nicht anschließen kann. Aber ich freue mich über vieles, was sie erstrebt.“ (Penck, A. an H. Penck, Mittenwald, 08.09.1933. Mit freundlicher Genehmigung von Gerhard Penck, Albstadt).

Zwar waren Pencks Karten weder radikalantisemitisch noch vernichtungspolitisch aufgeladen, dennoch waren seine Raumbilder unabhängig von seinen persönlichen (und nicht öffentlich artikulierten) Intentionen gerade aufgrund ihrer suggestiven Eigenarten und ihres für jede Art von imperialer Hegemonie offen gehaltenen Interpretationsrahmens alles andere als harmlos (vgl. Schultz, 2011b, 142). Die Penck'sche „Volks- und Kulturbodentheorie“ war ein geradezu integraler Bestandteil eines sich sukzessive radikalisierenden Ordnungsdenkens (Raphael, 2001, 5-40). Zwar führten Pencks Ideen nicht zwangsläufig in die radikale Endkonsequenz von Hitlers rassenbiologistisch begründeten Lebensraumkrieg, dennoch gehören seine politisch-geographischen Karten und Texte unzweifelhaft zu dessen Vorgeschichte, ohne die sich gemeinsame Schnittmengen in den Zielvorstellungen, Erwartungshaltungen und Handlungsmotiven der Akteure von der Jahrhundertwende bis zum Zweiten Weltkrieg nicht erklären lassen. Wie bei vielen anderen „wilhelminischen“ Professoren ließen sich auch große Teile von Pencks Erwartungen in die Weltanschauung der Nationalsozialisten integrieren. Hierzu gehörten u.a. die Revision des Versailler Vertrages, die Wiederaufrüstung, der Wunsch nach einer neuen deutschen Hegemonialpolitik und Kulturmission in Ost- und Ostmitteleuropa, die Slawophobie, der großdeutsche Reichsmythos, die Ablehnung der Demokratie, der Antikommunismus, der Führerglaube und nicht zuletzt der radikale Nationalismus (vgl. Penck, 1943; siehe im Überblick: Mommsen, 2000, 183-214). Dass sich hinter den stets vagen Formulierungen mehr verbarg, wurde kurz nach der „Machtergreifung“ deutlich, als sich Penck beeilte, sein Raumkonstrukt den Nationalsozialisten bereitwillig als Teil eines „nationalen“ Erziehungsprogramms anzubieten (Penck, 1933, 321-335).

Der Erfolg von Pencks Raumkonstrukt manifestierte sich nirgendwo deutlicher als in der Anzahl verschiedenster Kartenvarianten, die in der Folgezeit in Anlehnung an ihn entstanden (Herb, 1997, 59, 110). Seine Karten repräsentierten in erster Linie die visuelle Sprache des deutschen Machtanspruchs auf Mittel- und Osteuropa, die durch die rasch einsetzende Zirkulation und die damit verbundene

weitere Radikalisierung eine ganz eigene Wirksamkeit entfalten sollten (siehe im Überblick: Schultz, 2011b, 128 ff.). Wahrscheinlich ohne Übertreibung hob Pencks Schüler Walter Behrmann (1882-1955) daher die besondere Wirkungsmächtigkeit dieser Karten hervor, denn wie „*sehr durch diese Arbeiten wir Deutsche zum völkischen Denken erzogen [worden] sind, [lasse] sich überhaupt nicht abschätzen*“ (Behrmann, 1987 [1938], 30).

Fazit

Im Ergebnis waren die Karten des „deutschen Volks- und Kulturbodens“ graphische Synthesen, die in einer Grauzone zwischen dem Kopieren bestimmter Elemente und der Etablierung eines neuen machtpolitischen Konstrukts entstanden. Durch die Kompilation, Transformation und Synthese verschiedener Karteninhalte entstand eine neue visuelle Aussage von suggestiver Wirkmächtigkeit, die, wie es auch der Kartograph Eduard Imhof (1895-1986) im allgemeinen Zusammenhang beschrieb, von einem kruden Plagiat nur „schwer abgrenzbar“ war (Imhof, 1972, 20) – ein in der damaligen Geographie durchaus verbreitetes Problem (vgl. Scharr, 2013, 30). Die Verknüpfung geodeterministischer und ethnischer Weltbilder (im Sinne des länderkundlichen Paradigmas von „Land und Volk“) stellte sowohl für Hanslik als auch für Penck (und einen Großteil seiner Schüler) keinen Widerspruch dar. Insofern kann auch nicht von einem Paradigmenwechsel zu einer ethnischen Sichtweise, sondern eher von einer Erweiterung und Radikalisierung des bisherigen kollektiven Denkstils gesprochen werden (siehe: Schultz, 2011b, 138). Hansliks Kulturgeographie war eine Kulturlandschaftsmorphologie, die nach ihrem zeitgenössischen Verständnis mehr Natur- als Kulturwissenschaft war. Unabhängig von seinen Intentionen wurde er damit zu einer Schlüsselfigur in der Formierung der späteren „Volks- und Kulturbodenforschung“ und trug auch mit seinen späteren, megalomanen politischen Großraumvorstellungen zum zeitgenössischen politisch-geographischen Diskurs und imperialen Herrschaftsdenken bei. Das Beispiel Erwin Hansliks steht somit exemplarisch für die Eigendynamiken von Ideen innerhalb eines Denkkollektivs und verdeutlicht, wie zirkulierende Ideen und Konzepte im Medium von Karte, Bild und Text innerhalb einer Kommunikationsgemeinschaft radikalisiert und zu neuen machtpolitischen Aussagen verknüpft werden konnten.

Anmerkungen und Dank

Dieser Aufsatz beruht auf einen Teil meiner bisher unveröffentlichten Dissertation, die am 16. Dezember 2013 an der Humboldt Universität zu Berlin verteidigt wurde. Die Drucklegung der Dissertation ist für 2016 vorgesehen. Weiterhin finden hier einige Überlegungen aus einem 2014 veröffentlichten Aufsatz in der MÖGG ihre Fortsetzung (siehe: Henniges, 2014, 141-170). Der Aufsatz entstand am Leibniz-Institut für Länderkunde in Leipzig und am Forschungszentrum Gotha der Universität Erfurt im Rahmen des TMWWDG geförderten Projekts „Globalisierung und lokales Wissen. Sammlungsbezogene

Forschung zur Überlieferung des Verlages Justus Perthes“. Für die Unterstützung, Anregungen, Recherchehilfen und konstruktiven Kritiken zu diesem Aufsatz danke ich Prof. Ute Wardenga, Dirk Hänsgen M.A., Dr. Bruno Schelhaas, Dr. Heinz Peter Brogiato (Leibniz-Institut für Länderkunde, Leipzig), Ing. Gerhard Penck (Albstadt), Dr. Wolfgang Göderle (Universität Erfurt/Universität Graz), Sven Ballenthin M.A. (Sammlung Perthes, Forschungsbibliothek Gotha) und Prof. Hans-Dietrich Schultz (Humboldt-Universität zu Berlin).

Literatur

- Ash, Mitchell G. 2002. Wissenschaft und Politik als Ressourcen füreinander. In, Rüdiger vom Bruch & Brigitte Kaderas (Hrsg.), Wissenschaften und Wissenschaftspolitik. Bestandsaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts, Stuttgart: Steiner, 32-51.
- Behrmann, Walter. 1944. Geographische Exkursionen. Geographische Zeitschrift 50, 1-10.
- Behrmann, Walter. 1987 [1938]. Die Bedeutung Albrecht Pencks für die Kartographie. In, Walter Leibbrand (Hrsg.), 50 Jahre deutscher kartographischer Fachverband 1937-1987, Bielefeld: Dt. Ges. f. Kartographie, 15-33.
- Böttcher, Ernst (Hrsg.). 1930. Teubners Geschichtsatlas, Berlin und Leipzig: B. G. Teubner.
- Branky, Franz Karl. 1905. Die Exkursionen des geographischen Seminars der k.k. Wiener Universität. Zeitschrift für Schul-Geographie 26, H. 3, 65-72.
- Brogiato, Heinz Peter. 2004. PGM in der Epoche der Weltkriege (1909-1945). Petermanns Geographische Mitteilungen 148, H 6, 20-29.
- Bruch, Rüdiger vom. 2005. Kulturbegriff, Kulturkritik und Kulturwissenschaften um 1900. Bürgerlichkeit, Staat und Kultur im Deutschen Kaiserreich, ausgew. Aufsätze, hrsg. v. Hans-Christoph Liess, Stuttgart: Steiner, 84-94.
- Claß, Heinrich. 1912. [Pseudonym Einhart]: Deutsche Geschichte, Leipzig: T. Weicher.
- Conrad, Sebastian. 2006. Globalisierung und Nation im Deutschen Kaiserreich, München: C. H. Beck.
- Davis, William Morris. 1901. The Geographical Cycle. In, Georg Kollm (Hrsg.), Verhandlungen des 7. Internationalen Geographen-Kongresses, Bd. 2, Berlin: W. H. Köhl, 221-231.
- Davis, William Morris & Gustav Braun. 1911. Grundzüge der Physiogeographie, Leipzig und Berlin: B. G. Teubner.
- Driver, Felix. 2000. Editorial: Field-work in Geography. Transactions of the Institute of British Geographers 25, H. 3, 267-268.

- Elvert, Christian d'. 1884. Zur Geschichte des Deutschthums in Oesterreich-Ungarn, mit besonderer Rücksicht auf die slavisch-ungarischen Länder, Brünn: Carl Winiker.
- Etzemüller, Thomas. 2007. „Ich sehe das, was Du nicht siehst“. Wie entsteht historische Erkenntnis? In, Thomas Etzemüller & Jan Eckel (Hrsg.), Neue Zugänge zur Geschichte der Geschichtswissenschaft, Göttingen: Wallstein, 27-68.
- Fahlbusch, Michael. 1994. „Wo der Deutsche ... ist, ist Deutschland!“ Die Stiftung für Deutsche Volks- und Kulturbodenforschung in Leipzig 1920-1933, Bochum: Brockmeyer.
- Fahlbusch, Michael. 2012. Volk ohne Raum – Raum ohne Volk. Der lange Schatten der Deutsch-Völkischen in der Weimarer Republik. In, Heidrun Kämpfer, Peter Haslinger & Thomas Raithel (Hrsg.), Demokratiegeschichte als Zäsurgeschichte. Diskurse der frühen Weimarer Republik (= Diskursmuster – Discourse Patterns 5), Berlin: de Gruyter.
- Ebner, Ferdinand. 2014 [1918]. Tagebuch 1918, hrsg. v. Markus Flatscher & Richard Hörmann, Wien und Berlin: Lit.
- Fleck, Ludwik. 1980 [1935]. Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv, hrsg. v. Lothar Schäfer & Thomas Schnelle, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Fleck, Ludwik. 1983. Erfahrung und Tatsache. Gesammelte Aufsätze. Mit einer Einleitung, hrsg. v. Lothar Schäfer & Thomas Schnelle, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Fleck, Ludwik. 2011. Denkstile und Tatsachen. Gesammelte Schriften und Zeugnisse, hrsg. v. Sylwia Werner & Claus Zittel, Berlin: Suhrkamp.
- Gregory, Derek. 1999. Scripting Egypt. Orientalism and the Cultures of Travel. In, Derek Gregory & James S. Duncan (Hrsg.), *Writes of Passage. Reading Travel Writing*, London: Routledge, 114-150.
- Grund, Alfred. 1901. Die Veränderungen der Topographie im Wiener Walde und Wiener Becken. (= Geograph. Abh. 8, H. 1), Leipzig: B. G. Teubner.
- Grund, Alfred. 1908. Der Kulturzyklus an der deutsch-polnischen Kulturgrenze. Vierteljahresschrift für Social- und Wirtschaftsgeschichte 6, 538-546.
- Haar, Ingo. 2008. Leipziger Stiftung für Volks- und Kulturbodenforschung. In, Ingo Haar & Michael Fahlbusch (Hrsg.) in Zusammenarbeit mit Matthias Berg. *Handbuch der völkischen Wissenschaften*, Berlin: K.G. Saur, 374-382.
- Hanslik, Erwin. 1907. Kulturgrenze und Kulturzyklus in den polnischen Westbeskiden. Eine prinzipielle kulturgeographische Untersuchung. (= Petermanns Geographische Mitteilungen, Ergänzungsband, 34, H. 158), Gotha: Justus Perthes.

- Hanslik, Erwin. 1909. Biala, eine deutsche Stadt in Galizien: Geographische Untersuchung des Stadtproblems, Wien u.a.: Kommissionsverlag von Karl Prochaska.
- Hanslik, Erwin. 1910. Kulturgeographie der deutsch-slawischen Sprachgrenze. Vierteljahresschrift für Social- und Wirtschaftsgeschichte 8, 103-127, 445-475.
- Hanslik, Erwin. 1917. Österreich: Erde und Geist. (= Schriften des Instituts für Kulturforschung 3) Wien: Institut für Kulturforschung.
- Hard, Gerhard. 2008. Der Spatial Turn, von der Geographie her betrachtet. In, Jörg Döring & Tristan Thielmann (Hrsg.), Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Bielefeld: Transcript, 263-316.
- Hasse, Ernst. 1905. Deutsche Politik, Bd. 1 Heimatpolitik, H. 2, Die Besiedelung des deutschen Volksbodens, München: Lehmann.
- Henniges, Norman. 2014. „Sehen lernen“: Die Exkursionen des Wiener Geographischen Instituts und die Formierung der Praxiskultur der geographischen (Feld-) Beobachtung in der Ära Albrecht Penck (1885 bis 1906). Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft 156 (Jahresband), 141-170.
- Herb, Guntram. 1997. Under the Map of Germany. Nationalism and Propaganda 1918-1945, London: Routledge.
- Imhof, Eduard. 1972. Thematische Kartographie, Berlin, New York: de Gruyter.
- Jureit, Ulrike. 2012. Das Ordnen von Räumen. Territorium und Lebensraum im 19. und 20. Jahrhundert, Hamburg: Hamburger Edition, Institut für Sozialforschung
- Kann, Robert A. 1964. Das Nationalitätenproblem der Habsburgermonarchie. Geschichte und Ideengehalt der nationalen Bestrebungen vom Vormärz bis zur Auflösung des Reiches im Jahre 1918. Ideen und Pläne zur Reichsreform, Bd. 2, Graz und Köln: Böhlau.
- Knoll, Philipp. 1900. Deutsche Wissenschaft in Böhmen. In, Hermann Bachmann (Hrsg.), Deutsche Arbeit in Böhmen, Berlin: Aufstieg, 280-293.
- Koselleck, Reinhart. 1989. Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Krebs, Norbert. 1918. Die athropogeographischen Räume der Balkanhalbinsel. In, Festband Albrecht Penck. Zur Vollendung des sechzigsten Lebensjahres gewidmet von seinen Schülern und der Verlagsbuchhandlung. (= Bibliothek Geographischer Handbücher), Stuttgart: Engelhorn, 296-324.

- Krebs, Norbert & Franz Lex. 1899. Reisebericht. Bericht über das XXV. Vereinsjahr 1898/99 erstattet vom Vereine der Geographen an der Universität Wien, Wien, 81-122.
- Kuhn, Walter. 1971. Erinnerungen an Erwin Hanslik. Bielitz-Bialer Heimatbote. Nr. 6, 19-20; Nr. 7, 20-21; Nr. 8, 17-18.
- Kuhn, Walter. 1981. Geschichte der deutschen Sprachinsel Bielitz (Schlesien). (= Quellen und Darstellungen zur schlesischen Geschichte 21), Würzburg: Holzner.
- Laak, Dirk van. 2005. „Über alles in der Welt“: Deutscher Imperialismus im 19. und 20. Jahrhundert, München: C. H. Beck.
- Lamprecht, Karl. 1896/1897. Was ist Kulturgeschichte? Beitrag zu einer empirischen Historik. Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft N.F 1, 75-150.
- Lamprecht, Karl. 1905. Moderne Geschichtswissenschaft, Freiburg: H. Heyfelder.
- Latour, Bruno. 2000. Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Naturwissenschaft, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lossau, Julia. 2002. Die Politik der Verortung: Eine postkoloniale Reise zu einer „Anderen“ Geographie der Welt, Bielefeld: Transcript.
- Mehmel, Astrid. 1995. Deutsche Revisionspolitik in der Geographie nach dem Ersten Weltkrieg. Geographische Rundschau 47, H. 9, 498-505.
- Meitzen, August. 1895. Siedlung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slawen, 3 Bde. und 1 Atlas, Berlin: Wilhelm Hertz.
- Mommsen, Wolfgang J. 2000. Vom „Volkstumskampf“ zur nationalsozialistischen Vernichtungspolitik in Osteuropa. In, Winfried Schulze & Otto Gerhard Oexle (Hrsg.), Deutsche Historiker im Nationalsozialismus, Frankfurt a. M.: Fischer, 183-214.
- Müller, Robert. 1995. Werkausgabe in Einzelbänden. Kritische Schriften II, Bd. 10, hrsg. v. Thomas Köster, Hamburg: Igel.
- Nitz, Bernhard, Hans-Dietrich Schultz und Marlies Schulz (Hrsg.). 2011. 1810-2010: 200 Jahre Geographie in Berlin an der Universität zu Berlin (ab 1810) Universität Berlin (ab 1828) Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin (ab 1946) Humboldt-Universität zu Berlin (ab 1949). (= Berliner Geographische Arbeiten 115), 2. Aufl., Berlin: Geographisches Institut, HU Berlin.
- Pastor, Willy. 1905. Zur Gründung der „Modernen Galerie“ in Prag. Der Kunstwart 1. Augustheft, 491-492.

- Penck, Albrecht. 1906. Beobachtung als Grundlage der Geographie, Abschiedsworte an meine Wiener Schüler und Antrittsvorlesung an der Universität Berlin, Berlin: Gebrüd. Bornträger.
- Penck, Albrecht. 1907. Deutsches Volk und deutsche Erde. Die Woche 9, Berlin, den 2. Februar 1907, 179-182.
- Penck, Albrecht. 1915. Politisch-geographische Lehren des Krieges. (= Meereskunde 9, H. 10), Berlin: Mittler & Sohn.
- Penck, Albrecht. 1917. Über politische Grenzen, Rede zum Antritt des Rektorates der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin gehalten in der Aula am 25. September 1917. Berlin: Norddeutsche Buchdruckerei.
- Penck, Albrecht. 1918a. Der feldgraue Weltwanderer. Die neue Heimat, 147-158.
- Penck, Albrecht. 1918b. Polen. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 53, Nr. 3-4, 97-131.
- Penck, Albrecht. 1919. Ist die Ostmark unbestreitbar polnisches Gebiet? Berlin: Verlag des Reichsverbandes Ostschutz.
- Penck, Albrecht. 1921. Kulturgeographie. Vossische Zeitung, 11. Dezember, o. S.
- Penck, Albrecht. 1925a. Deutscher Volks- und Kulturboden, mit einer Karte, entworfen von A. Penck, bearbeitet und gezeichnet von Arnold Hillen Ziegfeld. In: Carl Christian von Loesch (Hrsg.), Volk unter Völkern, Breslau: Ferdinand Hirt, 62-73.
- Penck, Albrecht. 1925b. Der Deutsche Volks- und Kulturboden in Mittel und Osteuropa. Karte 1:16000000 mit statistischen Zahlen, bearbeitet von Hans Fischer, Leipzig: Wagner & Debes.
- Penck, Albrecht. 1926. Geographie und Geschichte. Vortrag gehalten auf der 55. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner zu Erlangen 1925. Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung 2, Leipzig u. Berlin, 47-54.
- Penck, Albrecht. 1927. Rezension zu Alfred Hettner, Die Geographie. Ihre Geschichte, ihr Wesen und ihre Methode. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 62, 520-523.
- Penck, Albrecht. 1933. Nationale Erdkunde. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 68, 321-335.
- Penck, Albrecht. 1936. Besinnliche Rheinreise, Bielefeld und Leipzig: Velhagen & Klasing.
- Penck, Albrecht. 1943. Lebenserinnerungen (unveröffentlichtes Manuskript, NI Albrecht Penck, Archiv für Geographie, IfL Leipzig)
- Pinwinkler, Alexander. 2011. „Hier war die große Kulturgrenze, die die deutschen Soldaten nur zu deutlich fühlten ...“: Albrecht Penck (1858-1945) und die

- deutsche „Volks- und Kulturbodenforschung“. Österreich in Geschichte und Literatur 55, 180-191.
- Puschner, Uwe. 2001. Die völkische Bewegung im wilhelminischen Kaiserreich. Sprache – Rasse – Religion, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Raphael, Lutz. 2001. Radikales Ordnungsdenken und die Organisation totalitärer Herrschaft. Weltanschauungseliten und Humanwissenschaften im nationalsozialistischen Regime. Geschichte & Gesellschaft 27, 5-40.
- Ratzel, Friedrich. 1887. Völkerkunde, Bd.1: Die Naturvölker Afrikas, Leipzig: Bibliographisches Institut.
- Ratzel, Friedrich. 1898. Deutschland. Einführung in die Heimatkunde, Leipzig: W. Grunow.
- Ratzel, Friedrich. 1899. Anthropogeographie. Bd.1: Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte, 2. Aufl., Stuttgart: Engelhorn.
- Rössler, Mechthild. 1990. „Wissenschaft und Lebensraum“. Geographische Ostforschung im Nationalsozialismus. (= Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte 8). Berlin u.a.: Reimer.
- Rumpler, Helmut. 1997. Österreichische Geschichte 1804–1914. Eine Chance für Mitteleuropa. Bürgerliche Emanzipation und Staatsverfall in der Habsburgermonarchie. Wien: Ueberreuter.
- Scharr, Kurt (2013): Die Lange Dauer von Raumbildern in der österreichischen (Schul-) Kartographie: Das Beispiel Südtirol. GW-Unterricht 129, H. 1, 29-38.
- Schmid, Julia. 2009. Kampf um das Deutschtum. Radikaler Nationalismus in Österreich und dem Deutschen Reich 1890-1914, Frankfurt a. M.: Campus Verlag.
- Schorn-Schütte, Luise. 1984. Karl Lamprecht: Kulturgeschichtsschreibung zwischen Wissenschaft und Politik. (= Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 22), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schorn-Schütte, Luise. 1984. Oswald Redlich. In, Rüdiger vom Bruch & Rainer A. Müller (Hrsg.), Historiker Lexikon. Von der Antike bis zur Gegenwart, 2. Aufl., München: C.H. Beck, 269-270.
- Schultz, Hans-Dietrich. 1989. Deutschlands „natürliche Grenzen“. „Mittellage“ und „Mitteleuropa“ im Diskurs der Geographen seit Beginn des 19. Jahrhunderts. Geschichte & Gesellschaft 15, H. 2, 248-281.
- Schultz, Hans-Dietrich. 2002a. Großraumkonstruktionen versus Nationsbildung: das Mitteleuropa Joseph Partschs: Kontext und Wirkung. In, Heinz-Peter Brogiato & Alois Mayr (Hrsg.), Joseph Partsch – Wissenschaftliche

- Leistungen und Nachwirkungen in der deutschen und polnischen Geographie. (= Beiträge zur Regionalen Geographie 58), Leipzig: Ifl Selbstverlag.
- Schultz, Hans-Dietrich. 2002b. Raumkonstrukte der klassischen deutschsprachigen Geographie des 19./20. Jahrhunderts im Kontext ihrer Zeit. Ein Überblick. *Geschichte & Gesellschaft* 28, H. 2, 343-376.
- Schultz, Hans-Dietrich. 2011a. Alfred Rühl: Reformator der (Wirtschafts-) Geographie oder „Hochverräter“ am Fach? In, Bernhard Nitz et al. (Hrsg.), 155-195.
- Schultz, Hans-Dietrich. 2011b. „Ein wachsendes Volk braucht Raum“ Albrecht Penck als politischer Geograph. In, Bernhard Nitz et al. (Hrsg.), 99-153.
- Sieger, Robert. 1910. Rezension zu Erwin Hanslik, Biala, eine deutsche Stadt in Galizien. *Geographische Zeitschrift* 16, 656-658.
- Smola, Franz. 2008. Vom „Menschenbewusstsein“ zum neuen Menschenbild – Egon Schiele und der Anthropogeograph Erwin Hanslik. In, Leander Kaiser & Michael Ley (Hrsg.), *Die ästhetische Gnosis der Moderne*, Wien: Passagen Verlag, 123-146.
- Stoyke, Michael. 2005. Suche nach einem Europa en miniature: Chinas Städte in den Augen deutscher Reisender um 1900. In, Iris Schröder & Sabine Höhler (Hrsg.), *Welt-Räume. Geschichte, Geographie und Globalisierung seit 1900*. (= Campus Historische Studien 39), Frankfurt a. M. und New York: Campus Verlag, 147-174.
- Strantz, Kurd von. 1899. Die slawische Gefahr. *Gegenwart: Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben* 28, Bd. 56, Berlin, den 8. Juli, 19-22.
- Türk, Karl. 1899. 16. Sitzung vom 21. April 1899. *Stenographische Berichte über die Verhandlungen des schlesischen Landtags, Troppau*, 365-367.
- Walkenhorst, Peter. 2007. Nation – Volk – Rasse. Radikaler Nationalismus im Deutschen Kaiserreich 1890-1914 (= *Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft* 176), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Wardenga, Ute. 1995. „Nun ist alles anders“: Erster Weltkrieg und Hochschulgeographie. In, Ute Wardenga & Ingrid Hönsch (Hrsg.), *Kontinuität und Diskontinuität der deutschen Geographie in Umbruchphasen. Studien zur Geschichte der Geographie*. (= *Münstersche Geographische Arbeiten* 39), Münster, Institut für Geographie, 83-97.
- Wardenga, Ute. 2004. The Influence of William Morris Davis on geographical research in Germany. *GeoJournal* 59, 23-26.
- Wardenga, Ute. 2005. „Kultur“ und historische Perspektive in der Geographie. *Geographische Zeitschrift* 93, H. 1, 17-32.

Wardenga, Ute. 2006. Zwischen Innovation und Tradition: geographische Siedlungsforschung in den 1960er Jahren. *Siedlungsforschung* 24, 35-49.

Wardenga, Ute & Judith Miggelbrink. 1998. Zwischen Realismus und Konstruktivismus: Regionsbegriffe in der Geographie und anderen Humanwissenschaften. In, Wollersheim, Heinz-Werner, Sabine Tzschaschel, Matthias Middell (Hrsg.), *Region und Identifikation*, Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 33-46.

Wunderlich, Erich (Hrsg.). 1918. *Geographischer Bilderatlas von Polen*. (= Veröffentlichungen der Landeskundlichen Kommission beim Kaiserl. Deutschen Generalgouvernement Warschau. Reihe B. Bd. 1), Berlin: Gea Verlag.

Zöllner, Erich. 1992. Erwin Hanslik (1880-1940). Ein deutsch-polnischer Kunsthistoriker, Anthropogeograph und Publizist. Opfer der nationalsozialistischen Euthanasieaktion. *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 46, 114-115.

Archive

Archiv für Geographie, Leibniz-Institut für Länderkunde, Leipzig. (IfLA)

Archiv der Universität Wien. (AUW)

Bundesarchiv, Abteilung Militärarchiv, Freiburg i. Br. (BA-MA)

Privatarchiv, Gerhard Penck, Albstadt